P.O. germ. 288^u/1

~~Sch. W. deutsche. p. 83.~~

Ebert

Biographien merkwürdiger Geschöpfe

aus dem

Thierreiche,

nebst einigen

Lobreden.

Memmingen,
bey Andreas Seyler. 1787.

Zuschrift

an die

Göttin der Mode.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Mächtigste Göttin!

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Ich wage es, mit einem Bittschreiben und kleinen Geschenke in der Hand, mich Deinem erhabenen Throne zu nähern, ob ich mir gleich nicht schmeicheln darf, auch nur einen geringen Antheil an Deiner Gnade zu haben, weil ich bisher, wie ich freylich gestehen muß, Deine häufigen Befehle und Verordnungen nur selten habe befol-

gen können. Allein da Du, großmächtigste Göttin, die Veränderung liebst, so hoffe ich, daß auch Dein Zorn gegen mich nicht von langer Dauer seyn werde, zumal wenn Du erwägst, daß die Uebertretung Deiner Befehle gar nicht von einer Geringschätzigkeit Deiner Majestät, sondern von ganz andern Ursachen herrührt, die sich öffentlich nicht gut sagen lassen. Es ist gewiß niemand von Deiner ausgebreiteten Herrschaft, und von Deiner unumschränkten Macht so sehr überzeugt, als ich. Ich weiß es gar wohl, daß man nicht nur bey der Auszierung fürstlicher Palläste Deine Befehle einhohlt, sondern daß man auch selbst bey Errichtung der Tempel und der Wohnsitze der Weisheit Deine Verord=

ord=

ordnungen genau befolgt. Umsonst rebellirt bisweilen ein philosophischer Murrkopf wider Deine Befehle; ein allgemeiner Spott seiner Mitbürger befreyt Dich gar bald von dem ohnmächtigen Widersacher, und benimmt ihm die Hoffnung, viel Anhänger zu bekommen und Deinem Reiche Abbruch zu thun. Du darfst nur wollen, so werden die lächerlichsten Dinge zu den vornehmsten Kennzeichen einer artigen Lebensart, und die schwersten Tugenden zu den leichtesten Handlungen für die schwächsten Geschöpfe. Auf Deinen Wink stürzt sich in Indien die junge reitzende Wittwe, die in Frankreich ihres Gatten wegen sich nicht gern den kleinen Finger versengen würde, freywillig in den bren-

nenden Scheiterhaufen, der den entseelten Körper ihres Gemahls verzehrt, und wird mit Vergnügen ein Raub der Flammen. Wenn Du befiehlst, so sieht man unsre vornehmsten Damen, die sonst ihre zarten Fingerchen nur zum Anfassen der Schminke, der Spielkarten, und andrer Gegenstände der Galanterie zu gebrauchen pflegen, ein gemeines ökonomisches Werkzeug, das Spinnrad, ergreifen, welches ein erfinderisches Genie, durch Deine Eingebung beseelt, nunmehr glücklicherweise so eingerichtet hat, daß es unsre Schönen auf den Schooß setzen, mit einem artigen stählernen Haken an der Stelle, wo sonst die goldne Uhr zu hängen pflegt, ohne Mühe befestigen, und auf diese Art sehr bequem

mit

mit sich in Gesellschaft herum tragen können.

Du machst Kröpfe und rothe Haare zu Schönheiten, ja sogar den Schmutz der Windeln und die Farbe des Gänsekoths, die man sonst nicht einmal in Gesellschaft von Bürgermädchen nennen durfte, zur Leibfarbe der Hofdamen und der ganzen galanten Welt. Auf Deinen Befehl trugen neulich unsre Schönen, denen sonst ein unförmlicher Kopf und eine dicke Taille etwas abscheuliches war, hohe und breite Gerüste auf ihren Häuptern, und große Maschinen um ihren Leib, die sie Ungeheuern ähnlich machten; und bald darauf ließen es einige, um Dir zu gehorchen, ihren größten Putz seyn, mit zerstreuten un=

gebundenen Haaren, die sie von unsern Bauerknaben entlehnten, und mit aufgesperrtem Munde und weit gaffenden Augen, einher zu fahren.

Dir zu Gefallen, o Göttin, wählt sich die ekle Dame einen häßlichen Mops zu ihrem Schooßhündchen, und einen abscheulichen Bavian zu ihrem Gesellschafter, ohne die unangenehmen Ausdünstungen ihrer vierfüßigen Lieblinge zu achten.

Wenn Du befiehlst, so nimmt sogar der rauhe Krieger, der sonst schon seine Hände durch das Anfassen einer Feder zu entehren glaubte, statt des Schwerdts, die Filet-Nadel in die Hand, arbeitet mit unsern Mädchen um die Wette, und vergießt, statt des Bluts, nur wohlriechende Wasser.

So-

Sobald Du es verlangst, läßt der Stutzer seine Haarbeutel so lang und weit machen, daß sie statt der Kornsäcke dienen können, und seine Schnallen von der Größe und Form der Pferdegeschirre; und wenn Du an dieser Größe keinen Gefallen mehr findest, so verkleinert er wiederum Haarbeutel und Schnallen dergestalt, daß man sie kaum mit unbewaffneten Augen erkennen kann. Selbst seine Empfindungen unterwirft der Stutzer Deinen Befehlen; denn er würde sich lieber der Gefahr zu erfrieren aussetzen, ehe er, Deinem Verlangen zuwider, den Kopf mit einem Huthe bedeckte, oder statt eines dünnen weißen Mäntelchens, einen Wolfspelz erwählte. Vergebens rühmt sich der finstere Ge-

lehrte,

lehrte, daß er kein Unterthan von Dir sey; er selbst richtet sich oft, ohne darauf Achtung zu geben, nach Deinen strengsten Befehlen. Denn sobald Du es verlangst, so liefert er nichts als Folianten oder Quartanten, und kauft nichts als Folianten oder Quartanten; sobald Du aber Deine Befehle änderst, so muß alle menschliche Weisheit in solche kleine Büchelchen gebracht werden, die man an die Uhrketten hängen kann. Und was wären auch die meisten Mitglieder der gelehrten Republik ohne Deinen mächtigen Schutz! Du machst in kurzer Zeit Schriftsteller berühmt, wenn ihnen auch alles fehlt, was zu den Eigenschaften eines lobenswürdigen Schriftstellers gehört; ja Du schaffst sogar Genies

aus

aus solchen Geschöpfen, aus denen weder Minerva, noch Merkur, noch Vulcan etwas brauchbares machen kann.

Selbst die mächtigen Fürsten der Finsterniß müssen Deiner noch größern Macht unterthan seyn, und sich von Dir nach Belieben regieren lassen. Denn sobald Du nur befiehlst, so wird alles mit Teufeln bevölkert, und alles durch Teufel verrichtet, das sich sonst ohne die geringste Beyhülfe dieser schrecklichen Geister bewerkstelligen läßt; ja zu jedem hysterischen Zufalle, zur Hervorbringung der Hypochondrie müssen sich Teufel gebrauchen lassen. Sobald Du aber den armen Teufeln Deine Gunst wieder entziehst, so darf sich kein einziger mehr sehen lassen, und selbst Beel-

zebub,

zebub, der Oberste unter den Teufeln, ist alsdenn nicht mehr sicher auf seinem Throne. Der armseligste Candidat versagt ihm, von Dir begünstigt, die schuldige Ehrfurcht, und weigert sich sogar, ihm eine Wohnung in den Gergesener Säuen zu verstatten.

Siehst Du, große Göttin, daß ich Deine unumschränkte Gewalt, und Deinen alles vermögenden Einfluß genau kenne! Diese Kenntniß bewegt mich auch, meine Zuflucht jetzt zu Dir zu nehmen, und Deine Gunst für die Aufsätze, welche ich Dir bey dieser Gelegenheit überreiche, nur auf eine kurze Zeit anzuflehen. Ich weiß zwar, daß mir diejenigen Eigenschaften fehlen, welche eigentlich Deine Lieblinge haben müssen. Allein da Du, wie gesagt,

nicht

nicht gern einerley Sache lange Zeit hinter einander thust, so hoffe ich, daß Du auch einmal einem ehrlichen Manne einen Gefallen erzeigen werdest. Ein einziger günstiger Blick von Dir würde meine Papiere weiter bringen, als ein Montgolfiersches Luftschiff, und ihnen nicht nur ein Plätzchen auf den Toiletten der Damen verschaffen, sondern sie auch unsern Sosiern, die sich in ihrer Gunst blos nach Deiner Gunst richten, schätzbar und brauchbar machen. Befürchte ja nicht, einen Undankbaren Deiner Gewogenheit zu würdigen. Sobald ich sehe, daß Du meine demüthige Bitte erhöret hast, will ich mich auch merklich bessern, und Dir die überzeugendsten Proben von meinem Gehor-

horsam geben. Alle meine schon vor vielen Jahren angeschafften, und von Deinen neuesten Verordnungen ganz abweichenden Haarbeutel sollen Dir insgesammt aufgeopfert werden. Mit meinen Schnallen und Westen, die ich, Deinen Befehlen zuwider, seit vierzehn Jahren unverändert gelassen habe, will ich eine gänzliche Reformation vornehmen, und mit einem Worte auf alle mögliche Art zeigen, daß ich sey,

Mächtigste Göttin,

Dein

bekehrter und dankbarer Verehrer

Z.

Biographien
merkwürdiger
Geschöpfe
aus dem
Thierreiche.

Vorbericht.

Es ist seit langer Zeit nicht nur in der gelehrten, sondern auch in der ungelehrten Welt Mode gewesen, von merkwürdigen und unmerkwürdigen Personen Lebensbeschreibungen, oder um die Sprache der neusten Schriftsteller zu reden, Biographien drucken zu lassen. Diese Mode, von der rechten Seite betrachtet, gehört auch gewiß in die Classe derjenigen Gewohnheiten, die nicht nur keinen Tadel, sondern ein allgemeines Lob verdienen, da niemand mit Recht leugnen kann, daß wohlgeschriebene Erzählungen der Thaten und Begebenheiten eines Helden, eines Staatsmanns, eines Gelehrten, eines

Künstlers oder einer andern merkwürdigen Person nicht nur unsre natürliche Neugierde auf eine angenehme Art befriedigen, sondern auch sehr oft die Leser zur Nachahmung antreiben. Allein da man fast von allen Arten der Geschöpfe, die unter die weitläuftige Classe der Menschenkinder gehören, schon Biographien über Biographien geliefert, und also den jetzigen Büchermachern, die gern Biographien schreiben wollten, fast allen Stoff vor dem Maule weggenommen hat, so bin ich auf den Einfall gerathen, eine kleine Streiferey in das ausgebreitete und stark bewohnte Thierreich zu thun, um Helden neuer Art für meine biographische Bemühung aufzusuchen; und ich kann meine Leser versichern, daß ich auf meiner Streiferey weit mehr gefunden habe, als ich anfangs vermuthete. Wenn ich Methusalems Alter erreichte, und von dem sel. Pastor Richter, dessen Andenken kürzlich von einem unsrer angenehmensten Schriftsteller *) erneuert worden ist, seine fruchtbare Feder geerbt hätte, so würde mir es doch bis an mein Ende nicht an Helden aus dieser Classe von Geschöpfen, und an Stoff zu Befriedigung meiner Biographie-sucht

*) von Herr Meißnern, der in einer bekannten Schrift den spanischen Polygraphen Lope de Vega mit dem Pastor Richter verglichen hat.

sucht fehlen können. Hier ist ein Pröbchen von meiner Arbeit, jedoch wohl zu merken, nur Fragmente. Denn ich muß erst wissen, ob meine Leser Lust haben, die Biographien meiner vierfüßigen und gefiederten Helden zu lesen, bevor ich meine Lust, dergleichen Biographien zu schreiben, völlig zu büßen suche.

Doch was sehe ich? Ehe noch mein Vorbericht geendiget ist, schärft schon dort in einem Winkel ein Spötter die Pfeile seines Witzes, womit der arme Biograph merkwürdiger Geschöpfe aus dem Thierreiche bedroht wird! — Nun ich will mein Schicksal geduldig erwarten, ohne mich in einen heftigen Kampf mit denjenigen einzulassen, welche die Schicksale eines Esels, eines Schöpses, eines Papageys u. s. f. für zu unwichtig halten, als daß man sie öffentlich bekannt machen sollte. Ich will auch nicht einmal zu meiner Vertheidigung die Beyspiele derer anführen, die noch viel unerheblichere Helden zum Gegenstande ihres biographischen Fleißes gemacht haben. Der Inhalt meiner Erzählungen wird mich gewiß bey allen billigen Lesern hinlänglich rechtfertigen. Denn jeder wird daraus ersehen, daß sich von meinem Esel, von meinem Papagey, und von meinem Schöpse

weit mehr sagen läßt, als von den meisten Hoch- gebohrnen, Hoch- und Wohlgebohrnen, Hochwürdigen, Hochedelgebohrnen, Hochweisen und Hochgelahrten Herren, von denen man sonst Biographien zu schreiben pflegt, und deren ganzer Lebenslauf, wenn die Herren Biographen allemal Lust hätten kurz und aufrichtig zu seyn, sehr bequem durch die Gellertschen Verschen ausgedrückt werden könnte:

— — Er ward gebohren,
Er lebte, nahm ein Weib und starb.

Biogra-

Biographie

eines

berühmten Esels.

Man tadle mich ja nicht, daß ich mit einem Esel den Anfang mache. Denn erstlich sehe ich gar keine Ursache ein, warum man es für unschicklich halten sollte, daß ich bey den Thieren eben die Rangordnung beobachte, die gemeiniglich bey den Menschen beobachtet wird, und zweytens bitte ich mir ja nicht zuzumuthen, daß ich mich in Beurtheilung der Vorzüge dieser und andrer Geschöpfe nach den Vorurtheilen des gemeinen Haufens richten soll; gesetzt, daß sie auch von vielen andern angenommen würden, die nicht unter den gemeinen Haufen gehören wollen. Unter diese Vorurtheile aber muß man die gewöhnliche Verachtung der Esel nothwendig zählen, welches gewiß keiner meiner Leser mehr

in Zweifel ziehen wird, sobald er sich nur die Mühe nimmt, die guten Eigenschaften dieser Thiere nebst den Vortheilen zu erwägen, welche sie den Menschen verschaffen. Giebt es wohl unter allen brauchbaren Hausthieren ein einziges, welches dem Menschen so willig gehorchte, und so geduldig die härteste Behandlung von ihm ertrüge, als der Esel? Und ist es wohl Eigennutz, welcher dieses sanftmüthige Thier antreibt, die Unbilligkeiten seiner Beherrscher zu ertragen? Das läßt sich wohl von gewissen zweyfüßigen Geschöpfen behaupten, die eines guten Braten, oder einer Flasche Wein wegen Nasenstüber und andre Ungezogenheiten ihrer Gönner ohne Widerrede annehmen, aber nicht von dem vierfüßigen Thiere, dessen Unschuld ich zu retten suche. Denn hat es wohl für alle die beschwerlichen Arbriten, welche es den Menschen leistet, und für die übrigen Vortheile, die es ihnen verschafft, Leckerbissen und gute Tage zu erwarten? Oder verlangt es auch wohl für alle seine Bemühungen etwas anders, als Disteln, oder schlechtes Gras, und gemeines Wasser? Der Esel kann eine viel größere Last tragen, als andre Thiere von seiner Größe, und hat dabey einen so sichern und gewissen Gang, daß selbst Grafen und Prinzen von ihren prächtigen und stol-

zen

zen arabischen Rossen sehr oft absteigen und sich von diesen demüthigen, langöhrigen Thieren tragen lassen, wenn sie über hohe Gebirge reisen müssen. Den Schwindsüchtigen, den die theure Arzney eines kayserlichen oder königlichen Leibarztes dem Grabe täglich näher gebracht, hat die wohlfeile Milch einer schlechten Eselin oft glücklich wieder davon entfernt. Doch wenn man mir nicht glauben sollte, so wird man doch wenigstens einem berühmten Schriftsteller glauben, dessen eigne Worte ich um desto lieber anführe, je geschickter dieser Schriftsteller ist, durch die Schönheit seines Ausdrucks die Leser zu gewinnen. „Der Esel *) hat, sagt der französische Plinius, wie alle andere Thiere, seine Familie, seine Gattung, und seinen Rang. Er ist aus reinem Geblüte, und ob er gleich nicht aus so edlem und berühmtem Geblüte ist, so ist er doch aus eben so gutem und eben so altem Geblüte, als das Pferd. Warum verachtet man also dieses so gute, so geduldige, so genügsame, so nützliche Thier? Warum verachten die Menschen diejenigen Thiere, welche ihnen mit allzu wenig Kosten allzu viele Dienste thun? Man erzieht das Pferd auf das sorgfältigste, man wartet und pfle-

*) S. Allgem. Historie der Natur 3 Th. S. 199 der deutschen Uebersetzung in 4.

pfleget es, man unterrichtet es, man übet es; dahingegen der Esel, welcher der Plumpheit nichtswürdiger Knechte, oder der Bosheit der Kinder überlassen wird, in der That bey seiner Erziehung mehr verliehrt, als gewinnt; und wenn er nicht so viel natürliche gute Eigenschaften hätte, so würde er sie in der That durch die Art, wie man mit ihm umgeht, alle verliehren. Er muß sich von plumpen Bauern, welche ihn mit dem Prügel in der Hand leiten, welche ihn beständig schlagen, mit schweren Lasten überladen, und ihn über Vermögen anstrengen, ohne die geringste Vorsichtigkeit zu gebrauchen, oder denselben zu schonen, aufs ärgste plagen lassen. Man erwägt nicht, daß der Esel an sich selbst das vornehmste, das schönste, das wohlgebauteste, das vorzüglichste Thier seyn würde, wenn kein Pferd in der Welt wäre. Da es nun aber nicht das erste, sondern das zweyte Thier ist, so scheint es nichts zu seyn. Die Vergleichung hat es so herunter gesetzt; denn man betrachtet, man beurtheilet es nicht an sich selbst, sondern in Absicht auf das Pferd. Man vergißt, daß es ein Esel ist, welcher alle Eigenschaften seiner Natur, alle mit seiner Art verknüpften Gaben hat, und man sieht nur auf die Figur und auf die Eigenschaften des Pfer-

Pferdes, welchs ihm fehlen, und die er nicht haben soll.

Er hat ein eben so demüthiges, so geduldiges, so gelassenes Naturel, als das Pferd stolz, hitzig und ungestüm ist. Er leidet die Prügel und Schläge standhaft, und vielleicht muthig; er ist, sowohl was die Menge, als die Beschaffenheit des Futters anlangt, genügsam; er begnüget sich an den härtesten und unangenehmsten Kräutern, welche die Pferde und die andern Thiere verschmähen. In Ansehung des Wassers ist er sehr delicat; er will nur solch Wasser trinken, welches sehr rein und aus Bächen ist, die er kennt. Er säuft so genügsam, als er frißt, und steckt die Schnautze nicht ganz in das Wasser, weil er sich, wie man sagt, vor dem Schatten seiner Ohren fürchtet. Da man sich nicht die Mühe nimmt, ihn zu striegeln, so wälzt er sich öfters auf dem Rasen, auf den Disteln und auf dem Farrenkraute herum. Er legt sich, ohne sich sehr um das zu bekümmern, was er trägt, nieder, und wälzet sich allemal, wenn es ihm einfällt, und scheint dadurch seinem Herrn die wenige Sorgfalt vorzurücken, die er für ihn hat. Er wälzet sich aber nicht, wie das Pferd, in dem Kothe und in dem Wasser herum;

er

er fürchtet sich sogar seine Füße hinein zu tauchen, und pflegt daher umzukehren, um sich nicht voll Koth zu machen. Er hat auch einen schwächern und nettern Schenkel, als das Pferd. Er ist einer guten Erziehung fähig; denn man hat oft Esel gesehen, die zu allerhand Künsten abgerichtet waren.“

Ich könnte noch viel mehr abschreiben, um meine oben geäußerte Meynung von den Vorzügen der Esel durch die Lobsprüche des französischen Naturforschers zu bestätigen; allein ich will das Privilegium der Schriftsteller, das Ausschreiben betreffend, nicht mißbrauchen, und daher nur noch kürzlich den Inhalt von demjenigen anführen, was der Graf von Büffon im folgenden zum Lobe und zur Vertheidigung dieser mit Unrecht verspotteten Thiere vorbringt. Er bemerkt erstlich, daß der Esel von Natur und in der ersten Jugend nicht nur lustig, sondern auch artig sey, und die ihm gewöhnlich beygelegten Fehler der Trägheit, Ungelehrigkeit und Halsstarrigkeit blos als Folgen des Alters und der üblen Behandlung der Menschen angesehen werden müßten. Er lobt ferner die starke Zuneigung dieser Thiere gegen ihre Jungen, und bestätiget sein Lob mit dem Zeugniß des Plinius, wel-

welcher versichert, daß die Mutter, wenn man sie von ihren Jungen entfernte, durchs Feuer gienge, um wieder zu ihren Jungen zu kommen. Allein nicht nur gegen sein eigen Fleisch und Blut, sondern auch gegen seinen Herrn, ob er gleich gemeiniglich hart mit ihm umgeht, hat der Esel viel Liebe, und gewöhnt sich so sehr an ihn, daß er ihn schon von weitem spüret und ihm nachläuft. Er hat ein scharfes Gesicht, ein vortreffliches Gehör, und einen unvergleichlichen Geruch, vorzüglich was die Ausdünstungen der Eselinnen betrifft, die er noch in einer größern Entfernung, als seinen Herrn, spüren kann. Sein feines Gehör, welches durch die Länge seiner ohne Ursache verspotteten Ohren sehr befördert wird, hat ihm den ungegründeten Vorwurf der Furchtsamkeit zuwege gebracht. Denn weil er wegen der Vollkommenheit dieses Sinnes und des Gesichts die Gefahr viel eher bemerkt, und ihr also auch eher zu entgehen pflegt, als viele andre vierfüßige und zweyfüßige Geschöpfe, so hält man ihn für furchtsamer als diese, welche doch oft einer Gefahr blos deswegen nicht zu entfliehen suchen, weil sie dieselbe nicht kennen.

Endlich gedenkt der angeführte Schriftsteller noch einer merkwürdigen Eigenschaft, die gewiß

wiß nicht leicht einer meiner Leser bey den Eseln wird vermuthet haben. Nehmlich unter allen mit Haaren bedeckten Thieren ist der Esel am wenigsten mit Ungeziefer beschwert. Er hat niemals Läuse, welches sich gewiß von manchem gepußten Herrchen und von mancher prächtig geschmückten Dame, die das geplagte Geschlecht der armen langöhrigen Thiere kaum eines verächtlichen Seitenblicks würdigen, nicht allemal rühmen läßt.

Siehe, lieber Leser, so lobt ein vornehmer Schriftsteller, ein französischer Graf, diejenigen Thiere, über welche du gemeiniglich zu spotten pflegst. Du wirst also wohl, wie ich hoffe, nicht länger die Nase darüber rümpfen, daß ich diesen armen Thieren, die ohnedieß geplagt genug werden, und daher mehr Mitleiden, als Spott verdienen, Gerechtigkeit wiederfahren lasse. Denn ist einem berühmten Grafen kein Vorwurf darüber gemacht worden, daß er sich bis zu der Vertheidigung der Esel herabgelassen, und einige Blätter von dem schönsten französischen Papiere mit dem Lobe dieser Thiere angefüllt hat, wie könnte man es, ohne unbillig zu seyn, einem unberühmten, von der Hoheit eines Grafen sehr weit entfernten Schriftsteller verdenken, wenn er

das

das nehmliche thut, und ein wenig gemeines deutsches Papier dazu anwendet, um seinen Landsleuten ihre Vorurtheile in Ansehung dieser unschuldigen und nützlichen Geschöpfe zu benehmen?

Doch ich besorge, meine Leser möchten leicht auf die Gedanken gerathen, als sey ich genöthiget, die bezahlten Biographen und Panegyristen nachzuahmen, die sehr oft durch den Mangel an Materialien gezwungen werden, anstatt des Helden, dessen Lob sie eigentlich verkündigen sollen, die ganze Classe von Geschöpfen zu loben, unter welche er gehört. Ich verlasse daher meine allgemeinen Betrachtungen über die Unschuld und Vorzüge der Esel überhaupt, soviel sich auch noch davon sagen ließe, und komme nunmehr auf das Individuum selbst, dessen Biograph ich zu seyn die Ehre habe.

Rothfuß, denn so heißt mein vierfüßiger Held, von welcher Benennung meine Leser gar bald die Ursache hören sollen, Rothfuß, sage ich, ist keiner von den gemeinen Eseln, sondern eins von denjenigen Geschöpfen aus dieser Classe, deren Ruhm nicht nur alle Provinzen Deutschlands, sondern auch den größten Theil von dem

übri-

übrigen Europa durchwandert, und sogar bis in beyde Indien gedrungen ist. Denn einer von unsern berühmtesten Dichtern, welcher sonst der Lieblings-Schriftsteller der Deutschen war, jetzt aber durch die Mode auf einige Zeit von den Toiletten der Damen und aus den Bücherschränken der jungen Herren verbannt worden ist, hat ihn schon längst verewiget, ob er ihn gleich nicht unter der angeführten Benennung, sondern unter dem Namen des grünen Esels besungen hat. *) Man halte aber deswegen meine biographischen Bemühungen ja nicht für überflüßig. Denn die Absicht des Dichters war nicht, eine ordentliche Biographie von diesem merkwürdigen Thiere zu liefern, sondern nur bloß den Umstand anzuführen, wodurch es in noch viel kürzerer Zeit, als unsre Kraftgenies, berühmt geworden ist, und auf diese Art einen moralischen Grundsatz zu erläutern. Aus dieser Ursache übergeht er also die Genealogie, das Vaterland, die Erziehung, und andre Merkwürdigkeiten meines Helden, von denen ich meinen Lesern genauere Nachricht geben will, und auch geben kann, da ich nur in Prosa schreibe, und also von den Fesseln, welche uns die Verskunst anlegt, ganz frey bin.

Ich

*) S. Gellerts sämmtl. Schriften 1 Th. S. 97.

Ich mache also, biographischer Ordnung gemäß, mit der Genealogie meines berühmten Esels den Anfang. Es sollte mir zwar nicht schwer werden, den Ahnen meines Helden bis in das entfernteste Alterthum nachzuspüren, und seine berühmten Vorfahren mit eben der Gewißheit anzugeben, mit welcher mancher Genealogist den alten Adel seines Junkers zu bestimmen pflegt. Denn wer könnte mich widerlegen, wenn ich behauptete, daß Rothfuß mütterlicher Seite von der Eselin des Bileam, welche an Geschicklichkeit alle andre Esel, die jemals in der Welt gewesen sind, übertroffen hat, und väterlicher Seite von dem goldnen Esel des Apulejus abstammte, die neulich ein französischer Advocat *) wirklich für die Ahnen eines vor Gericht von ihm vertheidigten Esels ausgegeben hat? Allein ich will mich weder in der Genealogie, noch in der Nachahmungssucht so weit versteigen, um nicht gleich Anfangs meine historische Gewissenhaftigkeit den Lesern verdächtig zu machen. Ich will also nichts weiter behaupten, als was ich aus dem von einem sehr gelehrten Genealo-

gisten

*) S. zweytes Mem. für den Esel des Jaques Feron in der Sammlung, die den Titel führt: Salz und Scherz vor Gericht. S. 133.

gisten mir mitgetheilten Stammbaume beweisen kann, nehmlich, daß die Familie meines Esels aus dem Orient herkömmt, und daß sein Vater das berühmte Eselein zu Bethlehem, welches in unsern Gesangbüchern neben dem nicht minder berühmten Oechslein zu stehen pflegt, unter seine Vorfahren zählt, die Mutter aber von dem berühmten Esel zu Abdera, dessen Schatten ehemals einen so merkwürdigen Proceß erregt hatte, von welchem meine Leser in Wielands Geschichte der Abderiten genauere Nachricht finden können, in gerader Linie abstammet, und auch mit dem berühmten Esel des Sancho Pansa verschwägert ist, der ein solches Ansehen in der Welt erlangte, daß ein sehr beliebter Schriftsteller, Anton Pansa von Mancha, der gewiß keinem meiner Leser unbekannt seyn wird, kein Bedenken trug, Ihro Eseley den Huf zu küssen, und ihr die Geburth seines Witzes demüthig zuzueignen. Allein eben das Schicksal, welchem oft die vornehmsten und reichsten Familien unter den zweyfüßigen Geschöpfen nicht entgehen können, brachte auch die ansehnliche Familie meines vierfüßigen Helden nach und nach dergestalt herunter, daß kaum einige Spuren von ihrer ersten Hoheit noch übrig blieben. Schon der Großvater meines Esels mußte sein geliebtes Vaterland mit dem

Rücken

Rücken ansehen; doch hatte er noch das Glück, in eine Gegend zu kommen, deren angenehmes Klima ihm diesen Verlust einigermaßen erträglich machte, nehmlich nach Italien; welches aber sein jüngster Sohn, der Vater meines Helden, nur einige Jahre bewohnen konnte, indem er genöthiget war, seinen Herrn auf einer beschwerlichen Reise zu begleiten, und das herrliche, warme Italien mit dem rauhen und kalten Deutschlande zu vertauschen. Zuletzt kam er nach Leipzig, bey dessen Anblick er anfangs in Entzücken gerieth, und wo er sich lauter angenehme Tage versprach. Allein obgleich eine Menge Esel jeder Art und zu jeder Zeit in dieser angenehmen Stadt ihr Glück gefunden haben, so wollte es doch diesem guten Thiere hier gar nicht glücken. Er kam in das Haus und in die Dienste eines eigennützigen und unmannierlichen Müllers, der für das geringe und wenige Futter, das er ihm gab, sehr viele und beschwerliche Arbeiten verlangte, und bey dem geringsten Versehen ihn sehr tyrannisch behandelte. Vorher war er nur gebraucht worden, vernünftige und gesittete Menschen, auch wohl hübsche Mädchen oder ihr Gepäcke zu tragen; allein jetzt wurde er beständig mit Korn- oder Mehlsäcken beladen, und ob ihn gleich sein Herr, oder viel-

mehr sein Tyrann, schon eine solche Last aufbürdete, die er kaum fortschleppen konnte, so setzte sich doch noch sehr oft der ungeschliffene Eselstreiber auf seinen Rücken, und ließ ihm die Stärke seines Arms und seines Prügels nachdrücklich empfinden, sobald er nur einen Augenblick stille stund, um einmal recht Luft zu schöpfen. Bey diesem mühseligen und sklavischen Leben, das er sich so viel als möglich durch eine Gattin zu erleichtern suchte, konnte er seinem einzigen Sohne, nehmlich unserm Rothfuß, den er in Leipzig gezeugt hatte, nicht diejenige Erziehung geben, die er selbst von seinen Eltern in Italien genossen hatte. Rothfuß wuchs also, wie viele andre junge Leipziger, auf, und gewöhnte sich allerhand Unarten an, die ihn in der Folge bey vielen verächtlich machten. Weil er sehr oft durch die Straßen wandern mußte, auf welchen die Leipziger Musensöhne aus dem berühmten Plachwitz und dem beliebten Brandvorwerke taumelnd nach Hause kehren, so lernte er von ihnen das häßliche Geschrey, welches ein zu häufiger Genuß des Gerstensaftes hervorzubringen pflegt. Wie er etwas älter wurde und mehr zu Verstande kam, sah er diese und seine übrigen Unarten wohl von selbst ein; allein ungeachtet seiner angewandten Bemühungen war er alsdenn nicht

mehr

mehr im Stande, sich dieselben völlig wieder abzugewöhnen. Um sich also der Gefahr und dem Nachtheile böser Beyspiele nicht länger auszusetzen, beschloß er nach seines Vaters Tode, der ihn auch vor seinem Ende hierzu noch selbst ermuntert hatte, diese Residenz der Verführung bey der ersten Gelegenheit zu verlassen, zumal da sein Herr alle Tage geitziger, und daher auch grausamer wurde. Doch mußte er noch eine gute Zeit warten, ehe er sein Vorhaben ausführen und sich auf die Flucht begeben konnte, weil er sowohl von seinem Herrn, als auch von seinem Treiber zu genau beobachtet wurde. Endlich aber fand er an einem Abende, da sein Treiber sich den Brantwein zu gut hatte schmecken lassen, und deswegen einen Esel für zween ansah, die erwünschte Gelegenheit, sich von seinen Kammeraden abzusondern, und sich der Dunkelheit des Abends zu seiner Flucht zu Nutze zu machen. Um nicht von einem Menschen wieder aufgefangen zu werden, setzte er auch seine Reise nur bey Nacht fort, und blieb immer in den Gebüschen. Auf diese Art kam er glücklich bis nach Niedersachsen, wo er von den Nachstellungen seines ehemaligen Herrn und seines Treibers nichts mehr zu befürchten hatte. Da er auch in den dasigen Wäldern und Wiesen alles sehr reichlich fand,

was er zu seinem Unterhalte nöthig hatte, so würde es ihm sehr leicht gewesen seyn, in dem freyen und unabhängigen Zustande, den er mit Recht für das größte Glück ansah, beständig zu bleiben, wenn ihn nicht der Mangel an einer Gattin, und die heftige Begierde, diesem Mangel abzuhelfen, zu einem Schritte bewogen hätte, den er zwar bald darauf bereute, der aber doch in der Folge den Grund zu seinem Ruhme, und zu den damit verbundnen guten Tagen legte. Er bemerkte nehmlich einmal des Morgens auf einer Wiese, die nahe an dem Walde lag, wo er sich aufhielt, eine sehr wohlgewachsene Eselin, die einem schwindsüchtigen Landedelmann, welcher durch den Gebrauch ihrer Milch sein Leben zu verlängern suchte, angehörte, und daher viel besser aussah, als andre ihres gleichen, die zu harter Arbeit angehalten werden, wovon sie ganz frey war. Er sah sich zwar um, ehe er den Ort seines Aufenthalts verließ, und forschte nach, ob er nichts zu befürchten hätte; allein weil ihn der Affect nicht Zeit genug ließ, sich recht genau umzusehen, so bemerkte er den hinter einem kleinen Strauche im Schatten sitzenden Knecht nicht, der ihn, als ihm eben die letzte Gunst von seiner Geliebten bewilliget wurde, rücklings überfiel, und ihm einen Strick um den Hals warf,

an

an den er ihn mit nach Hause führte. Anfänglich achtete er diesen Verlust seiner Freyheit nicht, weil er in der Meynung stand, er würde seine künftigen Tage in der Gesellschaft seiner schönen Eselin verleben, und mit ihr von Zeit zu Zeit auf der angenehmen Wiese, wo er sie gefunden hatte, ohne beschwerliche Lasten tragen zu dürfen, herumspatziren können. Allein wie groß war nicht sein Schrecken, als er sich den folgenden Tag von seiner geliebten Eselin trennen, und in das nächste Städtchen, nehmlich nach Schöppenstädt traben mußte, weil ihn sein neuer Herr, als ein zu seiner Cur untaugliches Geschöpf, an einen Bürger desselben Städtchens verkauft hatte. Dieser Bürger brauchte zwar eigentlich zu seiner Handthierung keinen Esel; weil er aber in seinem Städtchen niemals einen Esel gesehen, und doch oftmals gehört hatte, daß diejenigen Personen, welche fremde Thiere sehen ließen, gemeiniglich viel Geld damit verdienten, so hoffte er zuversichtlich, daß seine Mitbürger, um einen Esel zu sehen, mit vollen Händen herbeylaufen, und ihn in kurzer Zeit zum reichen Manne machen würde. Allein seine Hoffnung schlug fehl. Diejenigen, welche auf die Leipziger Messe zu reisen pflegten, lachten ihn aus, daß er für die Erlaubniß einen Esel zu sehen,

Geld von ihnen verlangte, da sie alle Messen eine ganze Menge dieser Thiere unentgeldlich sehen könnten. Auch diejenigen, denen noch nie ein Esel zu Gesicht gekommen war, weigerten sich, ihm etwas zu geben, weil ihre gereißten Mitbürger nicht nur von dem ganzen Geschlechte dieser langöhrigen Thiere verächtlich zu reden pflegten, sondern weil sie sich auch nicht vorstellen konnten, daß ein Mann, der nicht aus fremden Ländern käme, etwas merkwürdiges haben könnte. Voll Verdruß über seine fehlgeschlagene Hoffnung, wozu noch das beständige Zanken seines Wirths kam, der das Geschrey des Esels ganz unerträglich fand, machte sich dieser Bürger mit seinem vierfüßigen Gaste auf den Weg, um ihn wieder ins Geld zu setzen. Er hatte sich noch nicht eine Meile weit von seinem Schöppenstädt entfernt, als ihm ein drollichter Keil, mit Namen Neran, begegnete, dem er seine Noth klagte. Neran erbot sich gleich, ihm den Esel abzukaufen, und versicherte ihn dabey, daß die Schöppenstädter für die Verachtung eines nützlichen Thiers schon gestraft, und die Erlaubniß, diesen Esel zu sehen, künftig sehr theuer bezahlen sollten.

Als der Kauf geschlossen war, nahm Neran von dem Schöppenstädter Bürger Abschied, und

führ-

führte seinen Esel zu einem Bekannten auf das Land, wo er ihn bis zum nächsten Schöppenstädter Jahrmarkte ließ, und ihn diese Zeit über so gut fütterte, daß er davon ein recht glänzendes Fell bekam. Den Tag vor dem Jahrmarkte färbte er ihn über und über grün bis auf die Füße und den Schwanz, denen er eine rosenrothe Farbe gab. Mit dem Anbruch des folgenden Tages führte Neran, der auch seine Kleider ein wenig abgeändert hatte, um sich das Ansehen eines Ausländers zu geben, den schön gefärbten Esel, welchen er aber zuvor mit Teppichen behieng und mit weichen Stiefeln versah, um ihn nicht vor der Zeit den Augen der Vorbeygehenden auszusetzen, wieder zurück nach Schöppenstädt, wo er bald nach seiner Ankunft an alle Ecken der Stadt einen gedruckten Zettel anschlug, auf welchem den Schöppenstädter Damen und Herren gemeldet wurde, daß ein Ausländer mit einem sehr seltenen, in Schöppenstädt noch nie gesehenen, hundert Meilen hinter Jerusalem gefangenen Thiere angekommen sey, welches zwar in seiner äußerlichen Gestalt und Größe einigermaßen einem Esel gleiche, aber an Farbe und Schönheit, nicht nur den Esel, sondern auch alle übrigen Thiere in der Welt unendlich weit übertreffe.

Dieses Programma hatte kaum eine halbe Stunde die Ecken der Stadt geziert, so eilten schon die Schöppenstädter und Schöppenstädterinnen jung und alt, groß und klein, schärenweise in die Wohnung des Fremden, und gaben mit Vergnügen Geld über Geld, um ein Thier zu sehen, das sie einige Wochen vorher nicht umsonst eines Anblicks würdigen wollten. Verschiedne Bürger versetzten das Pathengeld ihrer Kinder, und die Dienstmägde ließen sich von ihrer Herrschaft einen Theil ihres Lohns vorausbezahlen, um die Kosten, welche der Anblick dieses Wunderthiers erforderte, bestreiten zu können. Viele Liebhaber, die bisher bey ihren spröden Schönen vergebens um Gegenliebe geseufzet hatten, erhielten nunmehr ohne große Mühe die Befriedigung ihrer Wünsche, sobald sie nur dem geliebten Gegenstande einen bequemen Platz verschafften, um diese Seltenheit aus dem Thierreiche, von oben bis unten, von vorne und von hinten betrachten zu können. Ja nicht nur die Gesunden trieb die Neugier so haufenweise zu dem grünen Esel, welchen hernach eine Schöppenstädter Schöne, wie ich bald erzählen will, wegen der Farbe seiner Füße Rothfuß taufte; sondern auch die Kranken, und unter denen viele, die seit Jahr und Tag ihre Stube nicht

ver-

verlassen hatten, und kaum sich bewegen konnten, kamen mit Krücken herbey geschlichen, oder ließen sich tragen, um das huntert Meilen hinter Jerusalem gefangene Thier in Augenschein zu nehmen. Diejenigen Kranken, die es nicht wagen durften, sich der freyen Luft auszusetzen, gaben ihren Wärtern und Wärterinnen so viel Geld, als man für einen Anblick des grünen Esels bezahlen mußte, und ließen sich hernach etwas von diesem Wunderthiere erzählen, wodurch auch bey vielen Kranken mehr ausgerichtet wurde, als durch den Gebrauch der halben Schöppenstädter Apotheke. Die auf den Straßen herumwandernden Blinden kauften sich für das zusammengebettelte Geld nicht, wie sonst, Brodt und Brandtwein, sondern litten lieber einen ganzen Tag Hunger und Durst, und trugen ihr Geld in Nerans Quartier, der ihnen dafür erlauben mußte, den Esel überall zu befühlen, da sie ihn nicht sehen konnten.

Den zweyten Tag wurde der Zulauf noch größer, weil der Ruf von dem grünen Esel sich bereits bis auf die um Schöppenstädt herumliegenden Dörfer verbreitet, und nicht nur den Adel, sondern auch viele andre Landleute herbeygelockt hatte. Neran war daher genöthiget,

um

um den Einsturz des Hauses, wo er sich nebst seinem vierfüßigen Gefährten einquartirt hatte, nebst anderm Unglücke zu verhüten, und um das ungestüme Verlangen der zahlreichen Zuschauer zu befriedigen, den Esel mitten auf den Markt zu führen. Allein selbst der Markt war nicht groß genug, um alle Neugierige zu fassen; und ich kann bey meinem biographischen Gewissen versichern, daß es keine poetische Uebertreibung ist, wenn Gellert sagt, daß man die Fenster ausgehoben, und die Dächer abgedeckt habe, um den grünen Esel zu sehen.

Man wird aber gewiß, auch ohne meine Erinnerung, schon von selbst vermuthen, daß die von allen Winkeln der Stadt zusammengelaufenen Zuschauer nicht nur die Augen und Hände, sondern auch den Mund und die Zunge bey dieser Gelegenheit gebraucht haben werden. Ja freylich, riefen viele aus, das ist ein ganz andrer Esel, als derjenige, den uns neulich ein Phantast in die Stadt gebracht hatte, und überhaupt eine ganz andre Art, als alle diejenigen, welche man in Leipzig und in andern Gegenden von Europa findet. Der Mann, dem er zugehört, hat gewiß recht, wenn er behauptet, daß dieses Thier hundert Meilen hinter Jerusalem, und

über

über tausend Meilen von Schöppenstädt jung geworden ist. Denn, beseht ihn nur genau, Nachbar, er hat nicht nur eine ganz andre, tausendmal schönere Farbe, sondern auch gar nicht so lange, häßliche Ohren, und keine so unangenehme Stimme, als der neulich zu uns gebrachte, und als die übrigen europäischen Esel, die ihm auch an Lebhaftigkeit und Artigkeit gar nicht gleich kommen. Jawohl, versetzte eine junge Schöppenstädtische Schöne, das ist ein gar allerliebstes, artiges Thierchen, welchem man gar nicht den pöbelhaften Namen eines Esels beylegen sollte, da es in der That von den gemeinen plumpen Eseln, wovon wir neulich einen hier in der Stadt gehabt haben, in allen Stücken himmelweit unterschieden ist. Man könnte es ja, wenn sich kein andrer schicklicherer Name ausfindig machen ließe, wegen der schönen Farbe seiner Füße, etwa Rothfuß nennen. — Vortrefflich! Vortrefflich! rief ein junger Stutzer aus, der diese Schöppenstädter Dame an der Hand führte, Rothfuß, Rothfuß soll künftig der grüne Esel heißen; denn ich sehe nicht die Möglichkeit ein, wie jemand einen bessern und schicklichern Namen für dieses Wunder der Natur ausdenken könnte.

Dieser Name breitete sich auch gar bald in der ganzen Stadt aus, weil er einem schönen Munde seinen Ursprung zu verdanken hatte, und nun fragte kein Jüngling mehr den andern, ob er nicht den grünen Esel, sondern ob er nicht den allerliebsten Rothfuß schon gesehen hätte. Ja ich bin von einem gebohrnen Schöppenstädter versichert worden, daß dieser Name auch in der Schöppenstädter Chronik verewiget worden sey. Habe ich also nicht hinlänglich Grund gehabt, meinen vierfüßigen Helden gleich anfangs unter dem Namen Rothfuß meinen Lesern vorzustellen?

Die meisten von den übrigen anwesenden Frauenzimmern bedauerten nichts so sehr, als daß Neran nicht auch eine grüne Eselin bey sich hatte. Einige adelichen Damen vom Lande hätten sich gar zu gern, statt ihrer Affen und Mopse, junge grüne Eselchen angeschafft, und einige andre wünschten die Fortpflanzung dieser Thiere vorzüglich deswegen, um sich von ihnen tragen zu lassen. Denn, fieng eine Krämersfrau an, so unanständig es auch für uns Schöppenstädter Damen seyn würde, wenn wir auf gemeinen grauen Eseln reiten wollten, so galant und bequem wäre es im Gegentheil, wenn wir uns

solcher artigen und schönen Thiere zum Spazierenreiten bedienen könnten; weil diese sanftmüthigen Geschöpfe uns gewiß nicht der Gefahr aussetzen würden, die wir von den wilden Pferden zu befürchten haben.

Rothfuß hatte sich zwar das ungezogene, in Leipzig ehemals angewöhnte Schreyen noch nicht abgewöhnt; seine Stimme, die er überdieses jetzt aus Ungeduld, da er beständig von so vielen Blinden und andern neugierigen Leuten betastet wurde, noch öfterer, als jemals, hören ließ, war auch noch eben so wenig wohltönend, als damals, da er in einem grauen Kleide nach Schöppenstädt kam. Dessen ungeachtet fand man sie jetzt überaus angenehm, und der Bürger, welcher den Antecessor des Nerans in der Eselsbesitzung wegen der Stimme seines langöhrigen Thieres nicht länger im Hause leiden wollte, suchte nunmehr den Neran durch allerhand Mittel und Schmeicheleyen zu bewegen, daß er mit seinem Wunderthiere zu ihm ins Haus ziehen sollte; weil er, wie er sich ausdrückte, gern seine Augen beständig an dessen prächtigen Farbe weiden, und seine Ohren an der melodienreichen Stimme dieses Thieres ergötzen wollte.

Man begnügte sich aber nicht daran, den allerliebsten Rothfuß zu besehen und zu befühlen, und auf dem Markte von ihm zu sprechen, sondern auch an den Caffeetischen, in den Wochenstuben, und in allen übrigen Gesellschaften machte man ihn zum Hauptgegenstande des Gesprächs. Man vergaß darüber sehr oft die Erkundigung nach dem Wohlbefinden, und die Beschreibung des Wetters. Ja die Begierde von dem grünen Esel, oder von dem allerliebsten Rothfuß zu reden, war so groß, daß man nicht einmal an die Jungfern, die ihre schöne Taille verlohren hatten, oder verliehren wollten, und an andre dergleichen Materien gedachte. Ein gewisser Hofrath hatte seine Magd geheyrathet; ein junger Schwarzrock war genöthiget worden, seine Dame vor der Zeit zu verlassen, und ohne Perücke und Beinkleider nach Hause zu gehen, um sich der Unhöflichkeit eines Hahnreys nicht länger auszusetzen; und eine junge Frau hatte sich in der Zeit ihrer ersten Niederkunft um einige Monathe verrechnet. Diese wichtigen und lehrreichen Begebenheiten, die sonst alle weiblichen Lippen und Zungen zu Schöppenstädt in eine mühlenartige Bewegung würden gesetzt haben, waren nicht im Stande, nur einem einzigen schönen Munde eine Beschäfftigung zu verschaffen. Man wollte nichts sehen, als

als den grünen Esel; man wollte von nichts hören, von nichts schwatzen, als von diesem Meisterstücke der Natur. Die Betschwestern selbst ließen sich mit Vergnügen mitten im Singen stöhren, wenn jemand kam, der sie zum grünen Esel führen, oder ihnen etwas von ihm erzählen wollte. Nur wurde freylich ihr Vergnügen bisweilen durch die rothe Farbe der Füße unterbrochen, die sie für eine unglückliche Vorbedeutung hielten. Schade, rief eine solche fromme Matrone mitten unter ihrer Bewunderung der Schönheit dieses Esels aus, Schade, daß dieses artige Thier feuerrothe Füße hat! Seht ihr nicht, sprach sie zu den umherstehenden Leuten, daß sich heute noch mehr rothe Strahlen an den Beinen zeigen, als gestern? Ach diese feuerfarbigen Strahlen bedeuten hier wahrscheinlicher Weise eben so wenig etwas gutes, als an dem Firmament, wo sie gewiß und wahrhaftig die Zornruthen des Himmels vorstellen, unsre Freygeister mögen sagen, was sie wollen!

Daß sogar die Kinderwärterinnen ihre Wiegenlieder abänderten, und den grünen Esel an die Stelle des schwarzen Schaafes setzten, wissen meine Leser schon aus der Gellertschen

Erzählung. Denn so steht, der Wahrheit gemäß, geschrieben:

Die Kinder in den Schlaf zu bringen,
Sang keine Wärterin mehr von dem schwarzen Schaaf.
Vom grünen Esel hört man singen,
Und so geräth das Kind in Schlaf.

Allein nicht bloß Frauenzimmer und Ungelehrte beschäfftigten ihre Gedanken mit diesem allgemeinen Lieblinge der Neugierde; sondern auch die Gelehrten in Schöppenstädt würdigten ihn ihrer Aufmerksamkeit, und einige Candidaten der Autorschaft machten ihn sogar zum Gegenstande ihrer gelehrten Untersuchungen. Ein junger Naturhistoricus, mit Namen Quasimodogenitus, der seinen Linnäus, Klein und Büffon ganz durchgeblättert hatte, ohne einen grünen Esel darinnen zu finden, sprung vor Freuden deckenhoch, daß er der erste seyn würde, welcher die Ehre hätte, von dieser, den größten Naturforschern bisher noch ganz unbekannten Thierart, der gelehrten Welt Nachricht zu ertheilen. Was für Wonne für mich, rief er so laut aus, daß es die gegenüberwohnenden Personen hören konnten, was für Wonne und Ruhm für mich,

wenn

wenn meine Gönner und Gönnerinnen ehestens in der Allgemeinen deutschen Bibliothek folgenden Artikel lesen werden. „Herr Quasimodogenitus macht in der That Epoche in der Naturgeschichte der Esel. Seine Abhandlung ist so reich an neuen und interessanten Bemerkungen, daß wir sie vielen Folianten und Quartanten ohne Bedenken vorziehen!“ Kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, so lief er mit der größten Eilfertigkeit zu einem Maler, ließ den grünen Esel abzeichnen und ihn in Kupfer stechen. Dieser Kupferstich wurde schön illuminirt, und der gelehrten Abhandlung über die Naturgeschichte des grünen Esels beygefügt.

Ein angehender Theologus, Herr Mag. Aeolicola, der sich schon seit vielen Wochen vergebens den Kopf zerbrochen hatte, um ein Thema ausfindig zu machen, durch dessen Bearbeitung er seine weitläuftige Gelehrsamkeit, vorzüglich aber seine große Stärke in der Auslegungskunst der gelehrten Welt zeigen, und sich den Weg zu einer fetten Pfründe bahnen könnte, war nicht weniger erfreut, daß ihm dieser unvermuthete Zufall aus seiner Verlegenheit half, und ihm ein Licht in einer dunkeln Materie aufsteckte. Er war schon längst Willens gewesen, einen

lehrreichen Commentar über das alte Lied, Puer natus in Bethlehem, zu schreiben; nur wußte er bisher immer nicht, was er mit dem Oechslein und Eselein anfangen, und wie er diese Thiere charakterisiren sollte. Der Anblick des grünen Esels aber, und die Nachricht seines Besitzers von dem Vaterlande dieses Thieres verjagten auf einmal alle hermenevtischen Schwierigkeiten aus seiner Seele. Denn was ist wohl wahrscheinlicher, sprach er zu sich selbst, als daß der Esel in dem Stalle zu Bethlehem, den das angeführte Lied verewiget, von dieser grünen Art gewesen ist? Bey dieser außerordentlichen Gelegenheit muß gewiß alles außerordentlich gewesen seyn; und da es hinter Jerusalem grüne Esel giebt, wie dieses Beyspiel beweiset, so wird gewiß kein gemeiner grauer, sondern bloß ein seltner grüner Esel der Ehre gewürdiget worden seyn, einen Zeugen bey dieser wichtigen Begebenheit abzugeben. Es fehlte ihm zwar anfänglich noch an einem tüchtigen Beweise, daß auch der Gesellschafter des Eseleins grün gewesen sey; denn eine andre Farbe wollte er ihm doch nicht gern geben. Grün, sagte er, ist ja die Farbe der Hoffnung, und schickt sich also für diese beyden merkwürdigen Thiere am besten. Zum Glück aber traf er noch denselben Abend bey einem

Schuh-

Schuhmacher, dessen Kindern er Vorlesungen über das A B C hielt, eine alte deutsche Bibel mit Holzstichen an, die größtentheils mit bunten Farben gar lieblich ausgemahlt waren. Auf einer von diesen Figuren war das berühmte Oechslein und Eselein abgebildet, die hier zwar kein grünes, sondern ein blaues Fell, und dunkelbraune Füße hatten. Allein durch Hülfe seiner hermenevtischen Kunst konnte der Herr Magister gar bald die blaue Farbe in die grüne, und die dunkelbraune in rosenrothe verwandeln. Denn, fieng er an zu argumentiren, ist es nicht eine höchst bekannte und unleugbare Sache, daß die grünen Wälder in der Ferne blau aussehen? Was aber die Entfernung der Oerter zuwege bringen kann, das muß auch durch die Entfernung der Zeiten möglich seyn. Die Farbe der hier abgebildeten Thiere ist also wahrscheinlicher Weise im Anfange grün gewesen, und erst mit der Zeit blau geworden. Eben so werden auch die Füße ohne Zweifel ehemals eine rosenrothe Farbe gehabt haben, aber, weil das Rosenrothe sehr leicht verschießt, nach und nach bräunlich, durch den hinzugekommenen Schmuß des Alters endlich dunkelbraun geworden seyn. Ἑυρηκα, ἑυρηκα, rief er voll Freuden aus, und eilte in seine Wohnung, um diese scharfsinnigen

Gedanken, und hermenevtischen Entdeckungen gleich niederzuschreiben.

Ich könnte noch viel andre und fast eben so wichtige Gedanken und Erfindungen anführen, die durch dieses merkwürdige Thier veranlaßt wurden, z. E. die neue Mode der Schöppenstädter Damen à la Rothfus u. s. w. Allein ich würde zu wenig Platz für meine übrigen Biographien behalten, wenn ich hier alles auskramen wollte, was ich meinen Lesern von dieser Materie sagen könnte.

Den dritten Tag, (denn meine Leser werden sich erinnern, daß sie jetzt erst die Geschichte der ersten beyden Tage nach der Ankunft des grünen Esels zu Schöppenstädt gelesen haben,) den dritten Tag, sage ich, war der Zulauf zu diesem Wunderthiere zwar immer noch sehr groß; allein unter die Lobsprüche, die ihm von den Zuschauern ertheilt wurden, mischte sich doch schon manches Aber, und bisweilen gar so etwas ein, welches eine große Aehnlichkeit mit einer Recension hatte. Das Thier sieht zwar nicht übel aus, sprach der Apotheker zu Schöppenstädt, der eine große Belesenheit in Reisebeschreibungen hatte; allein ich begreife es doch nicht, wie der Kerl in der Gegend hinter Jerusalem einen grünen Esel

hat fangen können, da ich doch in keiner Reisebeschreibung, ohngeachtet ich eine außerordentliche Menge von Schriften besitze, worinnen Reisen in die Gegenden um Jerusalem beschrieben werden, jemals eine Nachricht von dergleichen Thieren gefunden habe. Parbleu, unterbrach ihn ein junger Herr, welcher einmal ganzer acht Jahre in Paris gewesen war, um sich diese Zeit über die zu einer Domherrnstelle nöthigen Verdienste zu verschaffen, ich habe vor fünf Jahren in dem Thiergarten zu Versailles mehr als einen grünen Esel gesehen, und zwar von unendlich schönerer Farbe, die nicht, wie bey diesem, gemeines Grasegrün, sondern, Parbleu! das schönstr Verd de pomme war. — Um Vergebung, versetzte ein alter Officier, der neben ihm stund, vor fünf Jahren war ich noch in französischen Diensten und hatte nicht weit von Versailles mein Standquartier; daher ich sehr oft den dasigen Thiergarten besuchte, wo ich aber niemals einen grünen Esel gesehen habe. — Das ist wohl möglich, gab ihm der junge Herr in einem schnippischen Tone zur Antwort, indem er sich zugleich auf seinen rothen Absätzen herumdrehte; denn Sie werden ohne Zweifel Ihre Lorgnette nicht bey der Hand gehabt haben.

Den vierten Tag wurde an dieses so sehr bewunderte Geschöpfe nicht mehr mit einer Silbe gedacht, und in Nerans Wohnung herrschte auf einmal eine solche Einsamkeit, wie in der Zelle eines Cartheusers. Neran, dem diese so plötzlich entstandene Gleichgültigkeit gegen seinen Rothfuß ganz unbegreiflich war, fieng nunmehr an, das Thier unverdeckt durch alle Straßen zu führen, um die fast erstorbene Neugierde der Einwohner wieder zu beleben. Allein es kam niemand ans Fenster, um den vorbeygehenden Esel zu sehen, der doch durch den häufigen Gebrauch seiner Stimme sich zu erkennen gab; und sogar die Vorbeygehenden blieben nicht einmal stille stehen, um einige Blicke auf ihn zu werfen. Kurz, es gieng dem armen grünen Esel eben so, wie es vielen von unsern jungen Schriftstellern gegangen ist, die wegen Vernachläßigung der Grammatik und der Regeln der Kunst, in der ersten Messe, nach Erscheinung ihrer witzigen Producte, als große Genies vergöttert, in der zweyten kritisirt, und in der dritten Messe schon vergessen wurden.

Neran hatte zwar in den ersten drey Tagen seines Aufenthalts in Schöppenstädt schon so viel verdient, daß er wegen diese Gleichgültigkeit der

Ein-

Einwohner wiederum sehr gleichgültig hätte seyn können. Allein er dachte finanzmäßiger: besser ist besser, und nahm sich vor, seinen Stab unverzüglich weiter zu setzen. Denn, sprach er zu sich selbst, diese Stadt wird doch nicht das einzige Schöppenstädt in der Welt seyn, wenn es auch keinen andern Ort geben sollte, der diesen Namen führte; und die Erfahrung zeigte gar bald, daß er sehr richtig geurtheilet hatte. Er durchwanderte daher mit seinem grünen Esel die übrigen Gegenden von Niedersachsen, nebst einigen Theilen von Obersachsen, ingleichen Westphalen, Franken, Schwaben, Bayern, die Pfalz, Oesterreich, Böhmen und andre Länder, wo der grüne Esel überall unter großem Zulauf angestaunt und bewundert wurde. Doch beobachtete Neran durchgängig die Regel, daß er nicht über drey oder vier Tage an einem Orte verweilte. Auf diese Art vermied er glücklich den Nachtheil, den ihm die Unbeständigkeit des öffentlichen Beyfalls hätte zuziehen können, und wurde in kurzer Zeit ein Capitalist. Er beschloß also seine übrigen Tage in Ruhe zuzubringen, und kaufte sich zu dem Ende in der Schweiz ein ansehnliches Landguth, wo er sich ein prächtiges Haus erbauete, über dessen Hauptthüre er mit goldnen

Buchstaben die Worte setzen ließ: Mundus vult decipi, decipiatur ergo; welches ich meinen jungen Leserinnen, so wie auch meinen unlateinischen Lesern männlichen Geschlechts zu Gefallen, wohl in die deutsche Sprache übersetzen muß, zumal da dieser lateinische Spruch eine wichtige Klugheitslehre enthält. Der Sinn davon ist:

Die Welt will gern betrogen seyn,
Und drum betrügt sie Groß und Klein.

Oder wenn man etwas freyer übersetzen wollte:

Die Welt will gern betrogen seyn;
Drum that ihr diesen Dienst mein grünes Eselein.

Doch vergaß er dabey seinen vierfüßigen Reisegefährten nicht, der ihn zum reichen Manne gemacht hatte, und ließ ihm auch die übrige Zeit seines Lebens, wo er nicht mehr seine Schätze vermehren konnte, nicht das geringste abgehen. Er baute ihm einen schönen Stall, suchte ihm eine junge, wohlgewachsene Eselinn aus, und versorgte ihn täglich mit dem besten Futter, ohne ihm die geringste Arbeit zuzumuthen. Und

so

ſo genoß dieſes vierfüßige Geſchöpf eben das Glück, welches viele von denjenigen genießen, die weniger Füße haben, daß es nehmlich mit ſeinem Ruhme, den ihnen das Publicum aus Uebereilung und Dummheit beygelegt hatte, nicht auch ſeine guten Tage einbüßte. Der dankbare Meran fütterte und pflegte ſeinen geliebten Rothfuß bis er den letzten Hauch von ſich bließ, und auch nach dieſem Zeitpunkte war ſeine Dankbarkeit noch wirkſam. Denn er ließ ihn nicht nur ſtandesmäßig begraben, ſondern auch eine ſteinerne Pyramide auf ſein Grab ſetzen, um ſein Andenken ſo lange als möglich zu erhalten.

Biographie
eines
liebenswürdigen Papageys.

Die gegenwärtige Biographie habe ich ehemals für meine junge Leserinnen aufgesetzt, für die ich am liebsten zu arbeiten pflege; und weil einigen diese kurze Erzählung von dem Leben und Schicksalen des schönsten und artigsten Papageys, der in diesem Jahrhunderte nach Europa gebracht worden ist, nicht ganz misfallen hat, so trage ich kein Bedenken, dieselbe noch einmal, in einer etwas verbesserten Gestalt, der lesenden Welt vorzulegen. Einer meiner auswärtigen Freunde hat die Gütigkeit gehabt, mir die nöthigen Urkunden und Nachrichten zu dieser Biographie mitzutheilen; aus welcher jeder unpartheyische Leser ersehen wird, daß sich von meinem Papchen mehr sagen läßt, als von manchem andern zwey-

füßigen Geschöpfe, welches schwatzen gelernt hat.

Vaterland, Familie, Reisen, Glücks- und Unglücksfälle, alles ist merkwürdig in dem Leben meines schönen Papchens. Dieser liebenswürdige Vogel erblickte das Licht der Welt in den Staaten des großen Mogols, in einer sehr anmuthigen Gegend an den Ufern des Ganges, nicht weit von dem Bengalischen Meerbusen. Ich wollte gern meinen Lesern seinen Geburtsort noch genauer angeben, und ihnen den Namen des Platzes melden, der durch seine Geburt sich merkwürdig gemacht hat, wenn die Urkunden und Nachrichten, die ich davon in Händen habe, in diesem Stücke nicht mangelhaft wären. Denn das sey ferne von mir unwitzen Deutschen, daß ich die witzigen Gallier nachahmen, geschwind einen Namen erdichten, und also aus der Geschichte einen Roman machen sollte. Eben diese einfältige deutsche Gewissenhaftigkeit, weswegen wir von unsern sinnreichen Nachbarn noch immer für Pedanten gehalten werden, verhindert mich, den Geburtstag meines Papageys anzuzeigen; ja ich bin nicht einmal im Stande, den Monat zu nennen, in welchem er gebohren worden ist. Meine Leser müssen sich also an

dem

dem Jahre seiner Geburt begnügen, welches, nach unserer Zeitrechnung, das vierzigste in dem gegenwärtigen Jahrhundert ist. Seine Erziehung übergehe ich mit Stillschweigen, ob ich gleich davon mehr rühmliches anführen könnte, als sich von der Erziehung vieler großen und vornehmen Leute melden läßt. Genug, seine Aeltern sparten nichts, was zu der Vollkommenheit seines jugendlichen Körpers und seines Zustandes überhaupt etwas beytragen konnte. Seiner Familie aber und seiner merkwürdigen Anverwandten muß ich nothwendig kürzlich gedenken, da es ja eine längst ausgemachte Sache ist, daß der Ruhm und das Ansehen der Vorfahren unter die vorzüglichsten und rühmlichsten Eigenschaften eines lebenden Wesens gehört. Und gewiß, von dieser Seite ist schon unser Papchen unendlich schätzbar. Sein Urältervater war lange Zeit der Liebling des Großsultans gewesen; sein Großvater hatte die Ehre genossen, von einer Königinn gefüttert und von Hofdamen bedient zu werden. Sein Vater selbst erhielt noch in seinem hohen Alter die Gunst einer vornehmen Prinzessin, und ward, nicht wie andere gemeine Papageyn, sondern standesmäßig, mit der größten Pracht, begraben, und von dem Hofpoeten besungen. Ich könnte noch eine Menge Nach-

rich-

richten von seinen Vorfahren mit eben der Gewißheit anführen, mit welcher andere Geschichtschreiber die Ahnen ihrer Helden anzuführen pflegen, wenn nicht der Ueberfluß an rühmlichen Eigenschaften und merkwürdigen Begebenheiten, die ihn selbst betreffen, diesen gewöhnlichen Kunstgriff biographischer Schriftsteller ganz überflüßig machte.

Papchen hatte kaum das Alter erreicht, in welchem sich bey den Papageyen die Kräfte des Körpers und der Seele zu entwickeln pflegen, so war er schon der Gegenstand einer allgemeinen Bewunderung, aber auch, leider! wie es immer zu gehen pflegt, ein unschuldiges Opfer des Neides. Kein Jüngling unter den Papageyen, wie alle betagte Papageye und Papageyinnen gestehen mußten, kam ihm an Größe und Schönheit gleich. Stoff genug zu einer Menge Feindschaften, die er vergebens durch sein liebreiches Betragen zu vermeiden suchte. Seine Klugheit, die man bey einem achtzigjährigen Papagey bewundert haben würde, vereitelte lange Zeit alle listige Nachstellungen seiner Neider, und würde ihn gewiß beständig vor allen Gefahren beschützt haben, wenn sie nicht an einem schönen Frühlingsabende durch die Gewalt des Affektes, der

auch unter den Menschen so viel Unheil anzurichten pflegt, geschwächt worden wäre. Denn als er von den Liebkosungen einer schönen Freundinn etwas spät nach Hause kehrte, ward er von seinen Nebenbuhlern und Neidern plötzlich überfallen, von deren feindseligen Schnäbeln er sich durch nichts, als durch eine schnelle Flucht, befreyen konnte. Diese geschwinde Flucht aber zog ihm ein ander Unglück, nämlich die Gefangenschaft zu. Voll Bestürzung sah er sich in den Händen eines Holländers, der ihn in ein eisernes Behältniß einschloß, und mit sich wegführte. Ein anderer Papagey würde sich ungebehrdig gestellt, und seinen Feind bey jeder Gelegenheit mit seinem Schnabel verwundet haben. Allein Papchen überlegte gar bald, daß es thöricht sey, ohnmächtige Waffen gegen einen mächtigern Widersacher zu gebrauchen, und ihn dadurch noch mehr zum Zorne zu reizen. Er schickte sich also in die Zeit, ertrug seine Gefangenschaft mit Geduld, und ließ sich von seinem Herrn alle unangenehme Begegnungen gefallen. Der Holländer, der sonst nichts in der Welt liebte, als Gold und Silber, und mit keinem beseelten Wesen, auch nicht einmal mit seiner Maitresse, allzu freundlich umgieng, gewann dadurch Papchen so lieb, daß er ihm endlich eine viel

beßre Wohnung verfertigen, und ihm, ausser der Freyheit, nicht das geringste mangeln ließ. Ja die Liebe zu diesem Vogel gieng bey ihm so weit, daß er von derjenigen Zeit, die er sonst dem Schachern und Geldzählen zu widmen pflegte, oft ganze Stunden abbrach, um sein Papchen mit eigner Hand zu füttern, und ihn in der holländischen Sprache zu unterrichten. Papchen war auch ein so aufmerksamer und lehrbegiriger Schüler, daß er in kurzer Zeit die Geschicklichkeit erlangte, seinen Herrn auf gut Holländisch einen Filz und Schurken zu nennen, und ihm dadurch ein sonst sehr seltenes Lächeln abzulocken.

Handlungsgeschäfte, wobey ein Thaler Geld zu verdienen war, nöthigten den Holländer, nach Batavia zu reisen. Papchen, als sein bester Freund unter den beseelten Wesen, mußte ihn auf dieser Reise begleiten. Sie gelangten beyde glücklich in Batavia an, wo die Gemahlin des Gouverneurs Papchen bald zu sehen bekam. Man wird sich leicht vorstellen können, daß Papageyen in diesen Gegenden keine Seltenheiten sind, und daß also Papchen nothwendig viele Vorzüge gehabt haben müsse, weil diese Dame, der es sonst an keiner Art von geflügelten und schwatzhaften Thieren fehlte, au-

genblücklich eine solche Liebe auf Papchen warf, daß sie seinem Herrn gleich hundert Dukaten für ihn anbot. Hundert Dukaten vermögen bey einem holländischen Kaufmann sehr viel; ein deutscher Handelsmann hätte sich freylich durch eine solche Summe nicht blenden lassen. Papchen ward also verkauft, und schied mit der größten Betrübniß von seinem Herrn, den die Vollwichtigkeit der Dukaten wegen dieses Verlustes bald tröstete; fand aber bey seiner neuen Herrschaft noch viel angenehmere und glücklichere Tage, als er vorher gehabt hatte. Denn von dem Augenblick an war er der Liebling der schönsten und freygebigsten Dame in ganz Ostindien. Es würde also unnöthig seyn, wenn ich noch dazu setzen wollte, daß seine Wohnung, seine Speisen, und seine ganzen Umstände alles Erwarten weit überstiegen. Der Gouverneur selbst würdigte ihn seiner Gewogenheit, und bestrafte diejenigen von seinen Leuten nachdrücklich, welche diesem Lieblinge seiner Gemahlin nur den geringsten Verdruß verursacht hatten. Ueberhaupt war der Aufenthalt in dem Hause des Gouverneurs für Papchen auch in anderer Betrachtung sehr vortheilhaft, indem er von der Französin der gnädigen Fräulein die galantesten Ausdrücke der französischen Sprache, und von dem

Hofmeister der jungen Herren etwas Latein, wenigsten eben so viel Latein, als die jungen Herren selbst, spielend erlernen konnte. Was ich hier an Papchen am meisten bewundere, ist dieser Umstand, daß ihm weder die lateinische, noch die französische Sprache einen Ekel vor seiner Muttersprache verursachte. Ja, mich haben Kenner der Papageysprache versichert, daß er kurz vor seinem Tode sich noch eben so richtig und zierlich in seiner Muttersprache habe ausdrücken können, als ein Papagey, der keine einzige fremde Sprache gelernet hat. Man hat ihn auch niemals, als schon seine Sprachkenntniß sehr zugenommen hatte, von seiner Muttersprache verächtlich reden hören. Selbst an den Höfen behielt er die Meynung, daß die französische Sprache zwar ihren großen Nutzen hätte, die Muttersprache aber die aller nothwendigste wäre.

Papchen lebte also überaus glücklich in dem Hause des Gouverneurs, dessen Gewogenheit gegen ihn alle Tage zunahm. Und ob sich gleich dieser Herr sonst durch jede Kleinigkeit zum Zorne reizen ließ, so war es doch nicht möglich, daß ihn die größte Freyheit, die sich Papchen bisweilen herausnahm, böse machen konnte. Wahrheiten, die kein Moralist, ja selbst kein Beicht-

vater hätte sagen dürfen, ohne sich in das größte Unglück zu stürzen, konnte Papchen ohne Gefahr täglich wiederholen. Er blieb nicht nur unbestraft, sondern erhielt noch die ansehnlichsten Belohnungen, so oft er Sr. Excellenz einen Hahnrey, und die gnädige Frau eine Buhlschwester hieß. Kurz es fehlte hier unserm Papchen zu einem vollkommnen Glücke nichts, als eine Geliebte und die völlige Freyheit. Dieser doppelte Mangel aber war niemals im Stande, die Empfindung seiner übrigen Glückseligkeit zu schwächen; weil er sich nicht die Unart der Menschen angewöhnt hatte, die irrdischen Dinge nur von einer Seite zu betrachten. Entstund also bisweilen in ihm der Gedanke, wie unglücklich er sey, daß er die Annehmlichkeiten der Liebe und des Umgangs mit einer Freundin von seiner Gattung entbehren müsse, so unterließ er niemals, auch die unangenehmen Folgen zu erwägen, die so oft einen solchen Umgang zu begleiten pflegen. Du würdest gewiß niemals, sagte er stets zu sich selbst, in die Gefangenschaft gerathen seyn, wenn du dich nicht zu sehr den Reizungen der Liebe ergeben hättest! Und eben diese Art zu denken machte ihm auch den Mangel der Freyheit erträglich, die er sonst nach Würden zu schätzen pflegte. Er hätte tausendmal Gelegenheit gehabt,

habt, aus dem Hause des Gouverneurs zu entfliehen, weil man ihn gar nicht, wie andere Papageyen, einsperrte, sondern ihn bey offenen Fenstern in allen Stuben und Sälen herumgehen ließ. Allein die Ueberlegung, daß seine Flucht ein großer Undank gegen seine Wohlthäter seyn würde, und daß er vielleicht für diesen Undank durch eine andere und viel unangenehmere Gefangenschaft bestraft werden könnte, erlaubte ihm nicht, sich einer solchen Gelegenheit zu bedienen. Und ohne Zweifel würde Papchen wohl sein Leben in diesem Hause beschlossen haben, wenn nicht ein unvermutheter Zufall seinen Schicksalen einen andern Lauf gegeben hätte. Die Kammerjungfer der gnädigen Frau, die sonst ihre Herrschaft fast in allen Dingen nachzuahmen suchte, ausgenommen in der Liebe zur Wahrheit, war von Papchen einmal eine Hure genannt worden, und zwar eben in dem Augenblicke, da sie diesen Titel in der eigentlichsten Bedeutung verdiente. Das gewaltige Gelächter des Papageys, womit seine Ausrufung begleitet war, hatte den Gouverneur und dessen Gemahlin herbeygelockt, und ihnen noch einen Ueberrest der verliebten Umarmung der Kammerjungfer und des Secretairs sehen lassen. Was die Rache eines Mädchens thun kann, habe ich wohl nicht nö-

thig zu erinnern. Genug, Papchen ward bald darauf von der aufgebrachten Kammerjungfer heimlich gefangen und an einen Schiffer verkauft, der im Begriff stund, nach Amsterdam zu segeln. Papchen mußte allso wider seinen Willen Batavia verlassen, und abermals zu Schiffe gehen. Was das für eine erschrecklich weite und gefährliche Reise ist, von Batavia nach Holland zu schiffen, wird vielleicht auch den jüngsten von meinen Leserinnen nicht unbekannt seyn. Ich könnte gar leicht ein paar hundert Bogen anfüllen, wenn ich, nach dem Beyspiele anderer Biographen und Reisebeschreiber, alle Gefährlichkeiten, welche Papchen auf dieser Fahrt auszustehen hatte, umständlich erzählen wollte. Stürme und Ungewitter kamen nicht einzeln, sondern haufenweise; bald verlohr das Schiff einen Mastbaum, bald einen Theil seiner Segel; bald ward es vom Donner beschädigt, und bald auf eine Sandbank getrieben. Zu diesen Unglücksfällen gesellten sich noch Hunger, Durst und eine Menge von Krankheiten, welche Uebel alle Papchen mit eben der Gelassenheit ertrug, mit welcher er gleich Anfangs die unhöfliche Aufführung des Schiffers, oder, um den Pleonasmum zu vermeiden, die Aufführung des Schiffers zu ertragen pflegte. So viel Unbequemlichkeiten

keiten mußte Papchen ausstehen, ehe noch das Schiff das Vorgebirge der guten Hoffnung erreicht hatte! Ja, dieses Vorgebirge war, mit meinem witzigen Nachbar zu reden, kein Vorgebirge der guten Hoffnung, sondern der völligen Verzweiflung für ihn und seine Reisegefehrten. Denn kaum erblickten sie die Spitze desselben von ferne, so erhob sich ein neuer Sturm, der alle vorhergehende Stürme an Heftigkeit noch weit übertraf, und in einigen Minuten das Schiff mit solcher Gewalt an einen Felsen trieb, daß es ganz zu Grunde gehen mußte. Niemand war im Stande, sein Leben zu retten, ausgenommen Papchen, der vielleicht auch an Unschuld alle seine Reisegefehrten übertraf. Denn der Kerker, in welchen ihn der Schiffer eingesperrt hatte, war durch diesen Unglücksfall zertrümmert worden, ohne ihn im geringsten zu beschädigen. Es war ihm also leicht, durch Hülfe seiner Flügel, der Gefahr zu entfliehen, und auf einer nahe gelegnen Insel seine Zuflucht zu suchen. Zum Unglücke aber war diese Insel ein schlechter Wohnplatz für Papchen; denn sie war unbewohnt, und bestand größtentheils aus Felsen. Papchen hatte also durch diesen unglücklichen Zufall zwar seine völlige Freyheit wieder erlangt, aber doch im übrigen seine Umstände

nicht verbessert, weil es ihm an diesem Orte sowohl an guten Nahrungsmitteln, als auch an artiger Gesellschaft mangelte. Bisweilen erhielt er wohl einen Besuch von Seevögeln; allein ihre Aufführung war nicht so beschaffen, daß ein gesitteter Papagey viel Vergnügen daran hätte finden können. Seine Gesundheit, die durch die Beschwerlichkeiten der Reise schon viel gelitten hatte, wurde durch die schlechten und unverdaulichen Speisen, die er aus Noth zu sich nehmen mußte, täglich noch mehr geschwächt. Dieser Mangel an Kräften erlaubte ihm nicht, einen weiten Flug über das Meer zu unternehmen, zumal da er die ehemalige Fertigkeit im Fliegen, wegen so lange Zeit unterlassener Uebung, ganz verlohren hatte. Er hielt es also für unvernünftig, aus allzugroßer Liebe zur Freyheit, ein Selbstmörder zu werden, und beschloß daher, sich freywillig wieder in die Sklaverey zu begeben, weil er in der Nähe ein Schiff vor Anker liegen sah. Die Schiffsleute, lauter Holländer von Geburt, erstaunten, als sie Papchen erblickten, der ihnen mit der größten Freundlichkeit in ihrer Muttersprache einen guten Tag wünschte, und sich ohne Widerstand von ihnen mit der Hand fangen ließ. Er ward also in kurzer Zeit der Liebling des ganzen Schiffsvolks,

und

und jeder bemühte sich, seinen Geschmack zu vergnügen, wenn der Schiffer aus Geiz ihn zu schlecht bewirthete. Diese ganze Reise war auch viel glücklicher, als die vorhergehende, ob es gleich nicht an Stürmen und Ungewittern fehlte, die ich aber, zur Vermeidung der Weitläuftigkeit, übergehen will. Gleichwohl kam Papchen nicht nach Holland, wohin das Schiff segelte; denn unterwegens traf der Schiffer in einem Hafen, in welchem er sich mit frischem Wasser versorgte, einen reichen Engländer an, der ihm seinen schönen und geschickten Vogel für 20 Pf. Sterling abkaufte, und ihn mit nach London nahm, um einer jungen Dame, die er heftig liebte, ein Geschenk damit zu machen. Die englischen Damen sind, wie andere Damen, große Freundinnen von schwatzenden Thieren, wovon ich jetzt den Grund nicht untersuchen mag; man wird sich also nicht wundern, daß Papchen auch in dem Hause dieser Dame sehr wohl aufgenommen und aufs beste gepflegt wurde. Ich sollte nun freylich meinen Lesern auch den Namen dieser Dame melden; allein ich muß abermal gestehen, daß mich meine Urkunden und Nachrichten in diesem Punkte selbst in völliger Unwissenheit lassen. Soviel ist gewiß, daß es eine Dame von Stande war, welches man daraus

sehen kann, weil sie außer diesem Papagey, noch einen Kakadu, zwey Affen, und eine Menge anderer Thiere um sich zu haben pflegte. Sie liebte aber keines so sehr, als Papchen, der sie auch in ihrem Wagen begleiten mußte, als sie bey herannahendem Frühlinge London verließ, um die angenehme Jahrszeit auf dem Lande zuzubringen. Allein bald wäre diese kleine Reise für Papchen noch gefährlicher gewesen, als die Reise aus Ostindien. Denn als sie über die Themse fuhren, zerbrach ein Hinterrad am Wagen, wodurch derselbe gegen den Fluß zu umfiel, und den Papagey, der noch überdieses einen starken Schlag auf den rechten Flügel bekommen hatte, in das Wasser schleuderte. Die Dame und alle ihre Bedienten baten die Matrosen, die sich in der Nähe befanden, inständig, ihrem gefiederten Lieblinge zu Hülfe zu eilen, und versprachen ihnen eine ansehnliche Belohnung. Es wollte sich aber keiner wegen der Eisfahrt auf die Themse wagen. Papchen, der die Größe der Gefahr sahe, und schon vieles von der englischen Sprache gelernt hatte, schrie aus vollem Halse: Wilkes *) and liberty! Was! rief

*) Für meine jungen Leserinnen wird vielleicht die Anmerkung nicht überflüßig seyn, daß Wilkes der Name

rief ein Patriot aus, einen solchen vernünftigen Vogel sollten wir in England umkommen lassen? 100 Pf. Sterling soll demjenigen den Augenblick ausgezahlet werden, der Muth und Geschwindigkeit genug hat, diesem patriotischen Papagey das Leben zu erhalten. Auf einmal kam eine ganze Schaar von Matrosen herbey gelaufen, die in einigen Minuten Papchen glücklich aus der Themse herauszogen, und die versprochnen 100 Pf. Sterling richtig ausgezahlt bekamen.

Papchen hatte sich durch die Zauberworte: Wilkes and lieberty! nicht uur vom Tode errettet, sondern auch dadurch die Gunst des größten Theils der Einwohner von London auf einmal erlanget. Ja in einigen Tagen war sein Name viel bekannter und berühmter, als der Name von manchem deutschen Barone, der eine Tonne Goldes in London verschwendet hat, um sich der englischen Nation bekannt zu machen. Jeder Patriont wünschte diesen verehrungs-

Name eines sogenannten englischen Patrioten ist, der vor einigen Jahren von dem gemeinen Haufen in London fast vergöttert wurde, aber schon längst das Schicksal des grünen Esels erlebt hat. Wilkes and liberty d.i. Wilkes und die Freyheit, war damals die gewöhnliche Losung des englischen Pöbels.

rungswürdigen Papagey zu besitzen, und mancher hätte gern mit 300 Pf. Sterling die Erfüllung seiner Wünsche erkauft, wenn die Dame, welcher Papchen angehörte, zu bewegen gewesen wäre, ihren Liebling von sich zu lassen. Man muß aber nicht glauben, daß er blos von den Anhängern des Herrn Wilkes geliebt worden sey. Er erwarb sich gar bald auch die Gewogenheit von den Widersachern dieses eifrigen Patrioten, weil man sahe, daß er mit der Sprache dieser Parthey nicht zugleich ihre Ungezogenheit angenommen hatte. Denn niemals warf er einen Herzog oder einen andern vornehmen Mann mit Steinen, wenn er es auch noch so gewiß wußte, daß er dem Herrn Wilkes zuwider war; niemals schmieß er einem Einwohner die Fenster ein, der nicht mit ihm Wilkes and liberty ausrufen wollte; mit einem Worte, seine Aufführung war so beschaffen, daß er keine Feinde haben konnte.

Die Dame, bey welcher er sich befand, heyrathete bald darauf einen Kammerherrn, den Lord Nameles, und nun kam Papchen nach Hofe; aber selbst die Hofluft war nicht im Stande, seine Gesinnungen zu verändern, und seine Grundsätze zu verfälschen. Er gieng täglich mit

Prin-

Prinzen und Prinzeßinnen um, und ward dennoch nicht stolz; er hörte täglich die übertriebenen und erdichteten Lobsprüche, die seiner Herrschaft von Schmeichlern gemacht wurden, und gleichwohl blieb er der Wahrheit beständig getreu. Er nannte immer noch, wie sonst, alle Sachen bey ihrem eigentlichen Namen. Einen Betrüger hieß er einen Betrüger, einen Narren einen Narren, er mochte ein sammtnes Kleid mit einem goldnen Sterne, oder einen groben Friesrock tragen. Freylich war es zu verwundern, daß er demohngeachtet bey Hofe gelitten, und zwar sehr gern gelitten wurde, welches ohne Zweifel ein Beweiß von seiner außerordentlichen Klugheit ist.

Nach dem Tode seiner Herrschaft gerieth er in die Hände eines jungen Edelmanns, der den löblichen Vorsatz faßte, seine ansehnliche Erbschaft mit den Einwohnern von Paris zu theilen. Papchen hatte die Ehre, von ihm zum Reisegefährten erwählt zu werden, und langte mit seinem neuen Herrn in der Hauptstadt von Frankreich glücklich an. Der Cavalier aber, der sich in seiner Rechnung geirrt haben mochte, theilte zu freygebig mit den Parisern, und sah sich daher in einem halben Jahre genöthigt, Paris in der Geschwindigkeit, und ohne Reisege-

fehr-

sehrten zu verlassen. Ein gewisser Chevalier, der ihm in allen seinen Vergnügungen und Liebeshändeln eifrig beygestanden hatte, erhielt Papchen zum Geschenk, und als er hörte, daß die Maitresse eines vornehmen Ministers einen Papagey zu haben wünschte, der alle diejenigen überträfe, welche die Damen bey Hofe hätten, so trug er kein Bedenken, ihr seinen schönen Vogel zu überschicken, um sich dadurch einen Weg zu seinem Glücke zu bahnen. Die Freude der Dame über dieses Geschenk war unbeschreiblich, zumal da sie jeder Kenner von Papageyen versicherte, daß in ganz Paris, und in ganz Versailles kein Papagey zu finden wäre, den man mit Papchen in einer einzigen Papageyvollkommenheit vergleichen könnte. Der Chevalier blieb auch nicht unbelohnt. Die Dame, welche sich seiner bey Erblickung ihres Papchens täglich erinnerte, ruhte nicht eher, bis sie ihm durch den Minister, dem sie die einsamen Stunden zu verkürzen pflegte, ein Regiment verschaft hatte.

Nicht wahr, meine Leserinnen wollen nunmehr gern wissen, wie es Papchen in Paris gegangen sey, was er für Liebeshändel gehabt, und durch wen er seine Gesundheit verlohren habe? Ich will also ihre Neugierde so viel als möglich

befrie-

befriedigen; doch muß ich um Verzeihung bitten, daß meine Nachricht ihrer Erwartung nicht gemäß, ja selbst der Wahrscheinlichkeit ein wenig zuwider seyn wird. Genug, daß ich dieselbe durch glaubwürdige Urkunden rechtfertigen kann. Papchen blieb auch in Paris vernünftig, und ließ sich durch die bösen Beyspiele, welche er täglich in Menge sah, nicht im geringsten verführen. Ohngeachtet er Speise und Trank im Ueberfluß hatte, täglich die artigsten Operistinnen und Sängerinnen um sich sah, und mit Chevaliers und Abbés umgeben war, so behielt er doch beständig einen unverdorbenen Magen, eine ungeschwächte Gesundheit und einen Abscheu vor allen neumodischen Thorheiten.

Merkwürdig war es in der That, daß ihm nicht nur die Dame vom Hause, sondern auch ihre Gesellschafter und Gesellschafterinnen nicht das geringste von ihrer Gewogenheit entzogen, da er ihnen doch niemals etwas galantes vorzusagen pflegte, noch ihre Art zu leben nachzuahmen suchte. Das einzige, was die Sorgfalt dieser Dame für seine Wartung ein wenig verminderte, war die Ankunft eines Elephanten in Paris. Ein Elephant war freylich in dieser Stadt eine große Seltenheit. Wer konnte es also

den

den Damen verdenken, daß sie dieses ungeheure Thier mit großer Begierde sahen, und oft sahen? Papchen verlohr zwar nichts von seinem Futter und von seinen guten Tagen; er bekam nur die Mandeln und den Zucker nicht mehr aus so schönen Händen, und ward nicht mehr so oft, wie sonst, von andern Damen bewundert. Man sprach von nichts, als von dem Elephanten, und wenn es möglich gewesen wäre, so hätte sich zu derselben Zeit jede Dame in Paris einen Elephanten zugelegt. Papchen hörte die Gespräche von dem Elephanten ohne die geringste Mißgunst an, und blieb ganz gelassen, wenn er sah, daß man die Bewunderung und Lobsprüche, deren man ihn vor kurzer Zeit gewürdiget hatte, gegen ein so unförmliches Thier verschwendete. Unterdessen war die verminderte Sorgfalt der Dame für Papchen nicht ohne Folgen. Denn ein nichtswürdiger Bube, der in diesem Hause aus und eingieng, machte sich diesen Umstand zu Nutze, entführte Papchen, und verkaufte ihn an einen deutschen Kaufmann, der einiger Geschäfte wegen nach Paris gekommen war. Papchen selbst hatte zwar bey dieser Begebenheit weiter kein Unglück, als daß er das so gepriesne Paris bald darauf verlassen, und mit seinem neuen Herrn nach Deutschland reisen mußte.

mußte. Aber auch das rauhe und unwitzige Deutschland war für ihn kein unangenehmer Aufenthalt. Er fand in Berlin, wo sich sein Herr niedergelassen hatte, eben so viel Freunde und Gönner, als in Paris. Er lernte in kurzer Zeit deutsch, und ward von den Berlinern wegen seiner Geschicklichkeit eben so sehr bewundert, als von den Engländern und Franzosen. Aber, ach! — kaum kann ich vor Betrübniß meine Erzählung fortsetzen — in dieser Stadt, wo seine Glückseligkeit von langer Dauer hätte seyn können, mußte er sein Leben auf eine grausame Art verliehren. Die Dame vom Hause, die ihn sonst außerordentlich liebte, ließ sich oft von einem jungen Menschen, mit Namen Philander, besuchen, wenn ihr Mann wegen einer Gasterey oder wegen seiner Geschäfte ausgegangen war. Der Kaufmann, der schon einmal Gelegenheit gehabt hatte, an der Treue seiner Gattin zu zweifeln, kam einmal von ohngefähr viel eher, als sonst, nach Hause; Madam sah sich also genöthiget, ihren Liebhaber unter das Bette zu verstecken. Papchen, der dieses mit angesehen hatte, rief ohn Unterlaß: Philander, Philander, Philander, und lief auf das Bette zu, als er seinen Herrn erblickte. Die Dame entfärbte sich; ihr Mann, der diesen Namen von seinem Papagey

niemals gehört hatte, wurde dadurch aufmerksam gemacht, durchsuchte das Zimmer, und fand gar bald seinen neuen Anverwandten in einer solchen Stellung, in welcher er seinen Zorn gegen ihn leicht ausschütten konnte. Die Frau Gemahlin selbst erhielt ebenfalls sehr empfindliche Proben von seinem Unwillen, und ihre große Liebe gegen Papchen ward dadurch auf einmal in Haß und Rachbegierde verwandelt. Kaum hatte ihr Mann die Stube verlassen, um den Herrn Philander die Treppe herunter zu begleiten, so riß diese erzürnte Dame Papchen aus seinem Behältniß, und drehte ihm den Hals um. Also starb dieser unschuldige und liebenswürdige Vogel zu Berlin eines Märtyrtodes, in der Blüthe seines Lebens, nämlich in einem Alter von 31 Jahren.

Nun frage ich alle meine Leser und Leserinnen auf ihr Gewissen, ob man mich mit Recht tadeln kann, daß ich diesen Papagey einer Lebensbeschreibung gewürdiget habe? Denn findet man bey ihm nicht eine Menge von denjenigen Verdiensten, die schon einzeln im Stande sind, einem Einwohner der Erde diese Art von Ehrenbezeugung zu verschaffen? Er hat große Reisen zu Wasser und zu Lande gethan; holländisch,

latei-

lateinisch, französisch, englisch und deutsch gelernet; verschiedene Unglücksfälle erlebt, und ist eines gewaltsamen Todes gestorben! Hatte ich also beym Anfang dieser Lebensbeschreibung unrecht, wenn ich versicherte, daß sich von meinem Papchen noch mehr sagen ließe, als von manchem andern zweyfüßigen Geschöpfe, welches schwatzen gelernt hat?

Biographie
eines
französischen Schöpses.

Ich wette was man will, daß verschiedne von meinen Lesern bey dieser Ueberschrift eben so sehr, als bey der Ueberschrift der ersten Biographie, die Nase rümpfen werden, und dies gewiß aus keiner andern Ursache, als weil das Wort Schöps auf ihre zärtlichen und empfindsamen Ohren einen eben so widrigen Eindruck macht, als der Name Esel. Man denkt sich bey diesen beyden Benennungen gleich verächtliche zweyfüßige Geschöpfe, und spottet daher unbilliger Weise über gar nicht verächtliche vierfüßige Thiere, welche eben diesen Namen führen. Es würde mir nicht mehr Mühe machen, die Unschuld der Schöpse (der vierfüßigen nämlich) zu vertheidigen, als es mir gemacht hat, die Vorurtheile meiner Leser in Ansehung der Esel zu bestreiten. Allein ich will diesmal meine Leser unge-

ungestraft die Nase rümpfen lassen, und ihnen nur blos den Undank vorwerfen, dessen sie sich gegen ein Geschöpf schuldig machen, welches ihnen so bequeme und warme Kleider verschaft, und noch überdieses so herrliche Braten liefert. Der Held meiner gegenwärtigen Geschichte ist ohnedies kein Deutscher, sondern ein Franzose, und diese Nation findet ja gemeiniglich bey unsern galanten Deutschen mehr Beyfall, als ihre eignen Landsleute.

Ach wie nahe geht mir es jetzt, daß Apollo mich nicht bey meiner Geburt angelächelt, und mit poetischen Gaben ausgerüstet hat! Von einem Schöpse, von einem seltnen Schöpse wollte ich alsdenn singen; nicht von einem solchen, dergleichen an Höfen, auf Akademien, und an andern Orten täglich besungeu werden, sondern von einem Schöpse, dergleichen seit Erschaffung der Welt bis in das Jahr 1783 noch niemals der Gegenstand eines Heldengedichts oder einer Ode gewesen ist; von einem Schöpse, der sich über alle vierfüßige und zweyfüßige Geschöpfe dieses Namens erhoben und dem Himmel viel näher, als irgend ein Sterblicher vor ihm, gekommen ist; dessen Ruhm bereits von der Fama und ihren getreuen Dienern, den Zeitungs-

schreibern, in allen vier Welttheilen verbreitet, aber auch, leider! schon von dem giftigen Neide begeifert worden ist; von diesem Schöpse wollte ich der Welt und Nachwelt ein förmliches Heldenlied zu hören und zu lesen geben, wenn mir nicht, wie gesagt, der karge Apollo seine Gunst verweigert, und mich dadurch ausser Stand gesetzt hätte, meinen Lesern etwas bessers, als eine bloß prosaische Erzählung von diesem merkwürdigen Geschöpfe vorzulegen.

Von den Ahnen meines Helden kann ich sehr wenig sagen; denn es ist eine ärgerliche Sache, daß die französischen Genealogisten und Geschichtschreiber, die doch eben so, wie unsre deutschen Schriftsteller, von jeder andern Art der Schöpse so viel schwatzen können, von diesem ihrem berühmten Landsmanne keine genaue Nachrichten geliefert haben. Nur so viel habe ich mit vieler Mühe erfahren können, daß sein Vater aus einer guten spanischen Familie abstamme, und ehemals von einem französischen Edelmanne zur Verbesserung und Veredlung seiner Schaafzucht nach Frankreich berufen worden sey. Denn was Horaz von uns zweyfüßigen Geschöpfen sagt,

Aetas parentum, pejor avis, tulit
Nos nequiores, mox daturos
Progeniem vitiosiorem;

das gilt auch von andern lebenden Wesen, nur mit dem Unterschiede, daß unsere Ausartung meistentheils unheilbar ist, und daß man weder aus Spanien, noch aus England, noch aus einer andern Gegend ein wirksames Mittel wider dieses Uebel würde verschreiben können.

Der Vater meines Helden erfüllte getreulich und glücklich die Pflichten seines Berufs. Seine zahlreichen Kinder beyderley Geschlechts übertrafen an Schönheit, Munterkeit und Stärke die Nachkommenschaft aller übrigen Widder, die in der dasigen Gegend gefunden wurden. Vorzüglich ließ sein dritter Sohn, nämlich derjenige, dessen Schicksale ich kürzlich erzählen will, außerordentlich viel von sich hoffen, und er würde gewiß in die Fußstapfen seines Vaters getreten seyn, und sich um seinen Besitzer ähnliche Verdienste erworben haben, wenn er nicht schon in seiner zarten Jugend das Unglück erfahren hätte, was dem ehemals berühmten Abelard, jedoch aus einer andern Ursache, begegnete. Denn mein vierfüßiger Held hatte weder ein unschuldiges Mädchen verführt, wie der jetzt ge-

nannte französische Philosoph, welcher die junge Heloise in der Philosophie unterrichten sollte, aber statt dieser ernsthaften Wissenschaft, die vom Ovid gelehrte Kunst empfindsame zum Gegenstande seiner pädagogischen Uebungen erwählte, noch sonst eines Verbrechens sich schuldig gemacht. Blos die Begierde nach einem guten Braten hatte den Pachter des Edelmanns, dessen Schäferey er zierte, zu dem barbarischen Gedanken verleitet, ihn und einige seiner Geschwister und Gespielen castriren zu lassen. Dieses Unglück ertrug er mit der größten Standhaftigkeit und Geduld. Die Folge zeigte auch, daß er ohne dasselbe niemals der Ehre würde theilhaftig geworden seyn, die er einige Zeit darauf erlangte, und die man keinem Widder, sondern einem Schöpse zugedacht hatte, ohne Zweifel deswegen, weil man einmal bey den zweyfüßigen Geschöpfen die Gewohnheit hat, Ehrenstellen und Zeichen der Ehre vorzüglich unter diejenigen auszutheilen, die mit dem Helden gegenwärtiger Biographie einerley Namen führen.

Denn als Herr von Montgolfier im vorigen Jahre den dritten öffentlichen Versuch mit der von ihm erfundenen aerostatischen Maschine anstellen, und vorzüglich diesen Umstand untersu-

chen

chen wollte, ob ein lebendiges Geschöpf mit derselben, ohne Schaden an seinem Leben oder an seiner Gesundheit zu leiden, in die Höhe gehen könnte; so ward unter so vielen tausend Schöpsen jeder Art, die Frankreich in seinen Grenzen enthält, der Gegenstand meiner Erzählung hierzu ausgesucht, und einmüthig für würdig gehalten, in Gesellschaft eines Hahns und einer Ente die erste Luftreise zu unternehmen. Der 19te September 1783 war der merkwürdige Tag, da mein Hammel nebst seinen beyden Reisegefährten von einer ansehnlichen, schön gemalten Luftkugel, die 41 Pariser Fuß breit und 47 Fuß hoch war, zu Versailles in Gegewart des Königs und der Königin von Frankreich, des ganzen Hofes, und vieler Tausend andrer Zuschauer, die nicht nur aus Paris, sondern noch aus vielen andern entfernten Oertern herbey geeilt waren, unter Lösung der Kanonen, auf eine majestätische Art empor bis zu den Wolken gehoben wurde, und in dieser obern Luftgegend einen Weg von 1700 Klaftern in acht Minuten zurück legte. Nun sah er Prinzen und Prinzessinnen, Excellenzen, Prälaten, Ordensbänder, und andre erhabene Personen von beyderley Geschlechte tief unter seinen Füßen, und viele von den vergoldeten Herren und Damen, die ihn kurz zuvor

nicht einmal eines Seitenblicks gewürdiget hatten, öffneten nunmehr beyde Augen, um ihn recht ausführlich angaffen zu können. Ja man begnügte sich nicht daran, ihn blos mit unbewaffneten Augen zu betrachten, sondern man bewaffnete sein Gesicht zugleich mit Lorgnetten, Perspectiven und Teleskopen, um den unerschrockenen Hammel, nebst seinen Reisegefährten und dem Fahrzeuge, das sie über die Wolken trug, recht lange anstaunen zu können. Die Astronomen zu Paris bestiegen das Observatorium, richteten ihre Fernröhren gegen die Luftschiffer, und erwiesen ihnen eben die Ehre, die sie sonst nur einem Kometen, oder einer andern merkwürdigen Erscheinung am Himmel zu erweisen pflegen. Kurz alles begleitete so weit es möglich war, den durch die Luft schiffenden Hammel und seine Gesellschaft mit bewaffneten oder unbewaffneten Augen, und verschiedne Personen von Stande setzten sich sogar zu Pferde, um diesen kühnen Reisenden bey ihrer Zurückkunft auf die Erde Glück wünschen zu können. Was für Jauchzen erhob sich nicht unter ihnen, als man in dem Walde von Vaucresson den Hammel, welcher den Luftschiffs-Capitain vorstellte, nebst dem Hahn und der Ente lebendig und unbeschädigt wieder auf der Erde erblickte! Denn was die

Zei-

Zeitungsschreiber neulich erzählten, daß der eine von unsers Hammels Reisegefährten, nämlich der Hahn, das Unglück gehabt habe, den Hals zu brechen, ist eine grobe Unwahrheit, welche durch die Zeugnisse glaubwürdiger Personen, die bey der Ankunft dieser drey Luftschiffer gegenwärtig gewesen sind, hinlänglich widerlegt wird. Eine kleine Beschädigung am Flügel war nach und nach bis zum Halsbrechen vergrößert worden.

So groß aber die Unerschrockenheit unsers Hammels bey dieser gefährlichen Reise war, die seit dem die Welt steht, vor dem 19ten September 1783 noch kein ungeflügeltes Geschöpf jemals mit Glück unternommen hatte, so groß war auch hernach seine Demuth und Bescheidenheit, die ihm nicht erlaubten, andre Reisende nachzuahmen, und mit seinen gefährlichen Unternehmungen zu prahlen. Als er hernach wiederum unter die Gesellschaft andrer Schöpse kam, war man nicht im Stande, den kühnen Luftschiffer von den übrigen Hammeln zu unterscheiden, die sich nicht eine Elle hoch über die Oberfläche der Erde erhoben hatten. Er trug seinen Kopf nicht höher, als er ihn sonst zu tragen pflegte, und und als ihn andre Schöpse tragen. Er änderte weder seinen Gang, noch seine Stimme; er ver-

verachtete auch nicht seine Nebenschöpse, die sich kaum einige hundert Schritte von ihrem Stalle entfernt hatten. Er ließ nicht einmal die Beschreibung seiner Reise drucken, noch sein Bildniß in Kupfer stechen. Denn die gedruckten Nachrichten, die man von seiner Luftreise hin und wieder verkauft, sind ohne sein Wissen und Willen herausgegeben worden.

Nun werden meine Leser ohne Zweifel wissen wollen, wie das Vaterland dieses unerschrockenen und merkwürdigen Luftschiffers seine Verdienste belohnt habe. Die öffentlichen Zeitungen haben zwar verschiedner Belohnungen erwähnt, die denjenigen zu Theil geworden sind, die sich auf den neu erfundenen aerostatischen Maschinen in die Region der Wolken gewagt haben; allein von allen diesen Herrlichkeiten hat der muthige und bescheidne Hammel nicht das geringste erhalten. Ja sein undankbares Vaterland ist nicht einmal so billig gewesen, ihm dasjenige, was ihm die Natur gegeben hatte, das bischen Leben, zu gönnen. Hätte man ihn nicht wenigstens bey guter Mastung sollen alt und grau werden lassen, und den Zeitpunct geduldig abwarten, wo ihn Alter und Schwachheit würde entseelt haben? Aber, nein! man begieng die

Grau-

Grausamkeit, den schuldlosen, braven Hammel, der den Weg in die Wolken zuerst gebahnt, und ohne dessen Beyspiel gewiß niemand sobald eine Luftreise gewagt haben würde, durch die mörderische Faust eines Fleischers vor der Hälfte seiner Tage umbringen zu lassen. Ja das wohlschmeckende Fleisch dieses Thieres, welches doch wenigstens, da man einmal diese Grausamkeit begangen hatte, in den Magen einer Königin oder einer Prinzessin hätte begraben werden sollen, wurde zu nichts weiter, als zu einem Braten für einen gemeinen Schreiber eines Generalpachters gebraucht, der ihn in Gesellschaft einiger feilen Dirnen verzehrte.

Weil also das undankbare Frankreich diesem ersten Luftschiffer weder ein Monument errichtet, noch sonst eine Belohnung ertheilt hat, so will ich dasjenige thun, was in meinen Kräften steht, und dem braven Hammel unterdessen ein kleines papiernes Monument errichten, um wenigstens sein Andenken so lange zu erhalten, als man diese Blätter lesen wird; welches aber freylich vielleicht keine längere Zeit ist, als die gewöhnliche Dauer eines ewigen Frieden, wenn auch die Götttin, der ich mein Büchelchen zugeeignet habe, meine demüthige Bitte erhören sollte.

Ich

Ich wünschte daher sehr, daß sein Andenken auch noch auf eine andre und dauerhaftere Art verewiget werden könnte. Wenn ich in der ehrwürdigen Gesellschaft der Astronomen Sitz und und Stimme hätte, so würde ich den Vorschlag thun, diesen verdienstvollen Hammel unter die Sterne zu versetzen, wo er sich gewiß eben so gut, wo nicht besser, ausnehmen würde, als der Bär, der Widder, der Stier und andre Thiere, denen man oft ohne sehr wichtige Ursachen diese Ehre erwiesen hat. Wenigstens werde ich künftig, so oft ich das Sternbild im Thierkreise betrachte, worein die Sonne beym Anfang des Frühlings tritt, niemals mehr an den Widder, sondern an den französischen Hammel gedenken, der sich zuerst bis über die Wolken gewagt hat; bey dem Schiffe Jasons will ich mir die aerostatische Maschine oder das Luftschiff des Herrn von Montgolfier vorstellen, welches den kühnen Hammel empor gehoben hat; an die Stelle des Schwans und des Rabens will ich in Gedanken den Hahn und die Ente setzen, welche unsern Hammel auf seiner gefährlichen Reise durch die obern Lüfte begleitet haben. Ja sobald ich höre, daß einer meiner Bekannten willens seyn sollte, neue Himmelscharten herauszugeben, will ich mein möglichstes thun, ihn zu bewegen, daß er eine klei-

kleine Aenderung an dem astronomischen Himmel vornehmen, und anstatt der mythologischen Wesen, die nur blos in der Einbildung existirt haben, die itzt angeführten ersten Luftschiffer, von deren Daseyn viele tausend noch lebende Personen Zeugen abgeben können, wählen möge. Auf diese Art werden wir die stolzen Gallier, die oft unsern berühmtesten Männern die schuldige Achtung versagen, am besten beschämen können, wenn wir zeigen, daß wir sogar ihren Schöpsen, Enten und Hähnen, wenn sie etwas merkwürdiges verrichtet haben, Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Biogra-

Biographie
eines
deutschen Flohes.

Dieses kleine, geschwindfüßige Thierchen hat zwar schon vor einiger Zeit gelebt, wie man aus verschiednen Umständen meiner Erzählung ersehen wird, ist aber bis jetzt noch nicht so glücklich gewesen, einen Geschichtschreiber seiner Schicksale zu finden, die auch in der That, wie ich aufrichtig gestehen muß, nicht so merkwürdig als die Schicksale meiner vorhergehenden Helden, unterdessen doch sehr lehrreich für diejenigen sind, die nach hohen Dingen streben, ohngeachtet die Natur sie nicht zu hohen Dingen bestimmt hat. Aus dieser Ursache trage ich kein Bedenken, meine Leser mit den vornehmsten Begebenheiten dieses über alle Maßen ehrgeizigen Thierchens zu unterhalten, um vorzüglich die Jugend dadurch von der Schädlichkeit eines übertriebenen Ehrgeizes zu überzeugen. Sollte sich jemand

jemand an die kleine Gestalt meines Helden stoßen, so ersuche ich diesen Jemand, meinen Floh entweder durch ein Sonnenmikroskop zu betrachten, wo er sich so groß als ein vierfüßiges Thier zeigen wird, oder ihn wenigstens nicht mit einem Elephanten und Pferde, sondern etwa mit einer Käsemilbe, oder mit einem Infusionsthierchen zu vergleichen. Denn so sehr er bey der ersten Vergleichung verliehren möchte, so sehr wird er bey der andern gewinnen. Die Haut eines Flohes, wie man jedem Zweifler durch augenscheinliche Versuche darthun kann, hat eine so beträchtliche Größe, daß sich mit derselben viele tausend Infusionsthierchen bedecken lassen. Ueberdieses wird auch dasjenige, was dem Flohe etwa noch an der Größe abgehet, gar reichlich durch die Schönheit seiner Farbe ersetzt, die noch kürzlich die Lieblingsfarbe der galantesten Damen und Stutzer war.

Der Floh, von dessen Schicksalen ich jetzt meinen Lesern eine kurze Nachricht ertheilen will, ist nicht durch seine Geburth und durch seine Ahnen, sondern blos dadurch merkwürdig, daß er sich durch einige kühne Sprünge, und durch ein glückliches Ungefähr, ohne welches auch die kühnsten Sprünge oft nicht viel ausrichten, von

einer armseligen Bauerhütte, wo er zu leben anfieng, bis zum glänzendsten Thron erhaben hat. In seiner ersten Kindheit, wo er sich noch nicht durch herzhafte Sprünge helfen konnte, mußte er viel Hunger und Durst ausstehen. Denn die Kammer, in welcher er zum erstenmal das Licht der Welt erblickte, war unbewohnt und also ein schlechter Aufenthalt für einen jungen Floh, der Blut oder wenigstens andre thierische Säfte zu seiner Nahrung braucht, wenn er gedeihen soll. Zum Glück kam bald darauf ein junges Bauermädchen in diese Kammer, an deren Füße sich der Floh anhieng, und auf welchen er immer höher und höher stieg, bis er in solche Gegenden kam, wo er ohne Gefahr seiner Nahrung nachgehen konnte. Das gesunde und überaus nährende Blut dieses jungen Mädchens, das er sich trefflich schmecken ließ, ersetzte ihn gar bald die verlohrnen Kräfte, und beförderte in kurzer Zeit sein Wachsthum dergestalt, daß er sich noch vor dem gewöhnlichen Zeitpuncte, wo die Flöhe mannbar zu werden pflegen, verheyrathen konnte. Wäre er bey diesem Mädchen oder bey ihrer Schwester geblieben, die eben so gesundes Blut hatte, und mit ihr in einem Bette schlief, daher er sie ohne große Mühe besuchen konnte; so hätte er einer ununterbrochenen Gesundheit genießen,

nießen, und das höchste Alter, wozu nur jemals ein Floh gelangt ist, erreichen können. Allein ein unersättlicher Ehrgeitz, der ihn mit seinem so glücklichen Zustande unzufrieden machte, und der durch die prahlerischen Erzählungen einiger jungen Flöhe, die auf Reisen gewesen waren, noch mehr gereitzt wurde, brachte ihn auf den thörichten Einfall, seine glücklichen Gefilde, wo er täglich die beste Nahrung im Ueberfluß fand, plötzlich zu verlassen und in unbekannten Gegenden ein glänzender Glück zu suchen. Er sprang lange Zeit herum, ohne das geringste zu finden, das ihn wegen seines freywilligen Verlustes hätte schadlos halten können, und bald wäre er vor Hunger und Durst verschmachtet, wenn nicht das Glück ein kleines Hündchen auf den Boden geführt hätte, wohin er auf seinen unglücklichen Reisen gerathen war. Dieses Hündchen, an dessen Blute er sich wiederum laben und stärken konnte, wurde bald darauf von dem ersten Hofnarren gekauft, dem es wegen seiner überaus kleinen und niedlichen Gestalt gefiel. Der Floh kam also nunmehr mit dem Hündchen in eine königliche Residenz, deren Pracht ihn beym ersten Anblick bezauberte; doch beschloß er, das Hündchen, dessen Blut ihm überaus wohl bekam, nicht eher zu verlassen, als bis sich eine

gute und sichre Gelegenheit zu einem größern Glücke zeigen würde; weil der erste unglückliche Versuch ihn zwar von seinem Ehrgeitze noch nicht geheilet, aber doch etwas klüger und vorsichtiger gemacht hatte.

Der Besitzer des Hündchens, nehmlich der Hofnarr, der weit weniger Narr war, als die meisten Mitglieder des glänzenden Hofes, deren Zwergfell er, kraft seines Amts, täglich in Bewegung setzen mußte, erblickte bald darauf in dem Vorzimmer des Königs einen alten verdienten Officier, dessen äußere Gestalt und traurige Mine einen weit stärkern Eindruck auf das Gemüth des lustigen Raths, als auf die Gemüther der ernsthaften Räthe machte. Er gieng also auf diesen Unglücklichen zu, bey dem sich sonst niemand verweilen wollte, und erkundigte sich nach der Ursache seiner Erscheinung bey Hofe. Der Officier, der vor Wehmuth kaum die Zunge regen konnte, erzählte dem Hofnarren die Bewegungsgründe zu dieser Aufwartung, und bat ihn zugleich um seine Empfehlung; denn, setzte er mit Thränen hinzu, sonst muß ich mit den Meinigen unfehlbar verhungern, da ich jetzt abermal von dem Minister in den unfreundlichsten Ausdrücken abgewiesen worden bin, und die

schon mehr als einmal erhaltene Antwort wieder habe hören müssen, daß kein Geld in der Casse wäre. Der Hofnarr, welcher ein Augenzeuge von der Verschwendung der großen Summen war, welche an dem königlichen Hofe täglich für die nichtswürdigsten Dinge ausgegeben wurden, gerieth in einen außerordentlichen Eifer durch die Erzählung dieses würdigen Officiers, dessen Verdienste ihm aus den öffentlichen Zeitungen schon längst bekannt waren, zumal, da er den Umstand hörte, daß der rechtschaffene Mann schon seit vielen Jahren vergeblich um eine kleine Pension von 150 Thalern angehalten habe, ohngeachtet ihm zur Entschädigung seines im Kriege gänzlich aufgeopferten Vermögens und zur Belohnung für die im Dienste des Königs und des Vaterlandes erhaltenen Wunden, die ihn zur Erwerbung seines Unterhaltes ganz untüchtig machten, ehemals eine weit größere Pension versprochen worden war.

Der gutmüthige Narr reichte dem Officier seine Goldbörse hin mit dem Versprechen, daß er nicht eher ruhen, und dieses Geschenk so lange jährlich wiederholen wollte, bis er ihm eine anständige Pension würde verschafft haben. Er nahm sich auch vor, noch denselben Tag wegen

dieser Sache mit dem Könige selbst zu sprechen, und dieser Eifer, einem ohne seine Schuld verarmten Manne zu dienen, wurde verdoppelt, als er eine halbe Stunde darauf einen neuen Tänzer erblickte, dem man ohne Widerrede einen jährlichen Gehalt von zwey tausend Ducaten bewilliget hatte, ohngeachtet einige Minuten vorher nicht so viel in Casse seyn sollte, daß man einem verdienstvollen Officier 150 Thlr hätte geben können. Im vollen Sprunge eilte er also in des Königs Zimmer, den er in der Sprache, wozu ihn sein Beruf privilegirte, folgendergestalt anredete. „Serenissime, was läßt Du deine Räthe für albernes Zeug vornehmen! Ein verdienstvoller, mit Wunden bedeckter Officier, der sein ganzes Vermögen und seine Gesundheit in deinem Dienst aufgeopfert hat, und seit einigen Jahren schon um eine kleine Pension von 150 Thalern vergebens bettelt, muß sich mit der Antwort abweisen lassen, daß kein Geld in Casse wäre, und einem liederlichen Franzosen, der für das Vaterland nicht das geringste gethan hat, noch thun will, bewilliget man gleich einen jährlichen Gehalt von zwey tausend Ducaten, und warum? weil er ein bischen springen gelernt hat.“

Du Narr, versetzte der König, der Franzose, dem wir zwey tausend Ducaten bewilliget haben, hat nicht blos ein bischen, wie du dich nach deiner Einfalt ausdrückst, sondern sehr gut springen gelernt. Ich habe ihn sehen zu einer Höhe springen, die zweymal so viel betrug, als seine ganze Länge.

Ist das ein so wichtiges Verdienst? rief der Hofnarr mit einer spöttischen Mine aus, und gieng nach Hause, um einen Floh zu hohlen, den er auch gar bald auf seinem Lieblingshündchen fand, das ihm entgegen kam. Mit diesem Flohe, nehmlich mit dem Helden meiner Geschichte, eilte er wiederum nach Hofe in des Königs Zimmer, und rief ihm hastig zu, ehe er noch die Thüre völlig geöffnet hatte: Serenisse, geschwind eine Pension von 200000 Ducaten für den kleinen Künstler, den ich hier zwischen den Fingern trage! Denn da er über hundertmal geschickter ist, als der neue französische Tänzer, so muß er auch billiger Weise wenigstens hundertmal mehr Besoldung kriegen, als das französische Männchen. Der Franzose, wie Du selbst gesagt hast, kann nur zu einer Höhe springen, die zweymal so viel beträgt, als seine Länge; mein kleiner brauner Künstler aber

springt mit der größten Leichtigkeit über zwey hundertmal höher, als er lang ist. Er hat mir auch versprochen, die zu hoffende Pension nicht, wie der Franzose, mit liederlichen Dirnen und Spielern zu theilen, sondern davon täglich nur einen Pfennig zu verzehren, und aus dem übrigen ein Capital zu machen, von dessen Interessen arme verdienstvolle Officiere und ihre Wittwen, denen Deine Räthe nichts geben wollen, besoldet werden können.

Du bist und bleibst wohl ein Narr, war des Königs Antwort, den unterdessen der Einfall des Hofnarren sehr belustigte. Das weiß ich gar wohl, versetzte dieser; aber das kann mir zu keinem Vorwurf gereichen, Serenissime, denn das bringt mein Amt mit sich, und blos deswegen erhalte ich ja meine Besoldung von Dir, daß ich ein Narr seyn soll. Hingegen wenn diejenigen, die kluge Räthe seyn sollen und dafür reichlich bezahlt werden, Narren sind, und noch ärgere Narren, als ich, so verdienen sie nicht nur getadelt, sondern abgesetzt zu werden.

Durch diese Possen erhielt der Hofnarr eine Pension für den unglücklichen Officier, und der

Floh erreichte dadurch ebenfalls seine ehrgeitzigen Absichten. Denn von einigen jungen Flöhen, welche sich die Zeit über, da er auf dem Hündchen wohnte, zu ihm gesellt hatten, waren ihm die Herrlichkeiten des königl. Schlosses, nebst der Ehre und den Vergnügungen, welche sie daselbst genossen haben wollten, so reitzend geschildert worden, daß sein Verlangen, sich königlichen und fürstlichen Personen zu nähern, dadurch aufs höchste gestiegen war. Mit Vergnügen machte er sich also jetzt die Gelegenheit zu Nutze, einen königlichen Körper zu besteigen, worzu er nichts, als ein Paar kühne Sprünge nöthig hatte. Nunmehr hielt er sich für das glücklichste Geschöpf unter allen beseelten Wesen: denn, sagte er mit vielem Stolz zu sich selbst, alle Augenblicke kann ich königliches Blut trinken, wie Wasser; mein Fußboden besteht aus der zarten Haut eines großen Monarchen, und sogar die Oerter, wo ich mich meines Ueberflusses entledige, sind königliche Schweislöcher. Diese Vorstellungen von seiner jetzigen Herrlichkeit verhinderten ihn Anfangs, die Wirkungen zu bemerken, welche die Veränderung seines Zustandes und seiner Nahrung auf seine Gesundheit machte. Er war ganz entzückt, wenn er königliches Blut einsaugte, und bildete sich da-

bey an dem ersten Tage steif und fest ein, daß es viel besser schmecke, als das Blut andrer Leute. Erst in der Folge bemerkte er, daß es wegen seiner Schärfe ihm nicht zuträglich, und auch gar nicht von dem angenehmen Geschmack sey, wie das frische, gesunde Blut der Bauermädchen, auf denen er ehemals gewohnt hatte. In kurzer Zeit war seine Gesundheit dergestalt geschwächt, daß er nicht mehr so viel Kräfte hatte, durch einen Sprung sich in eine andre und gesündere Gegend zu versetzen; und wahrscheinlicher Weise würde er noch denselben Tag gestorben seyn, wenn nicht der König sich ein ander Hemde angezogen hätte, wodurch der Floh, welcher in einer Falte aus Schwachheit sitzen blieb, wiederum in gesündere Luft, und bald hernach auf den Körper einer Kammerjungfer gelangte, wo er sich binnen kurzer Zeit völlig wiederum erhohlte. Allein mit seiner vorigen Gesundheit stellte sich auch die vorige Ehrsucht wieder ein, deren neue Befriedigung ihn ins Verderben stürzte. Denn als er merkte, daß ein Prinz dem Kammermädchen, auf deren Körper er sich aufhielt, so nahe gekommen war, daß er nicht einmal einen Sprung, sondern nur einige Schritte nöthig hatte, um wiederum einen fürstlichen Leib zu besteigen, so machte er sich diese Gele-

gen-

genheit begierig zu Nutze, und verließ das Kammermädchen, wo er doch hinlängliche und gesunde Nahrung fand. Allein kaum hatte er eine halbe Stunde seine neue eingebildete Glückseligkeit genossen, so empfand er schon die schädlichen Folgen seines ehrgeitzigen Unternehmens. Die mineralischen Dämpfe, die aus den feinen Oeffnungen seiner jetzigen Wohnung überall aufstiegen, und die eine große Aehnlichkeit mit den Dämpfen hatten, welche in den Quecksilber-Bergwerken bemerkt werden, zogen ihm eine unheilbare Krankheit zu, welche wegen der ungesunden Nahrungsmittel, die er in seinem neuen Aufenthalt zu sich nehmen mußte, so schnell überhand nahm, daß ihn seine Schwachheit nicht erlaubte, sich von dem Orte seines Aufenthalts zu entfernen, und er kaum noch so viel Kräfte übrig behielt, diejenigen von seinen Kindern, die ihm nachgefolgt waren, zu einer schleinigen Veränderung ihres Aufenthalts zu ermahnen, und ihnen die Wahrheit einzuschärfen, daß keine Luft so ungesund, wie die Hofluft, und keine Leidenschaft so gefährlich, als eine übertriebene Ehrsucht sey. Er hatte kaum diese Ermahnung, wovon auch die letzten Worte nur von dem nächststehenden Sohne gehört werden

konn-

konnten, mit matter Stimme vollendet, so starb er unter den heftigsten Zuckungen und Schmerzen in einem Alter, wo er noch zweymal so lange hätte leben können, wenn er nicht an den Hof gekommen oder wenigstens nicht so lange am Hofe geblieben wäre.

Lobreden,

wofür

der Verfasser nicht einen Heller erhalten hat.

Vorbericht.

Da die Lobreden viel ähnliches mit den Biographien haben, indem viele von unsern biographischen Schriftstellern oft bloße Lobreden, und viele von unsern Lobrednern oft bloße Biographen sind, so werde ich wohl deswegen keinen Tadel befürchten dürfen, daß ich auf meine Biographien einige schon vor vielen Jahren einmal gedruckte Lobreden folgen lasse. Ich habe für alle diese Lobreden nicht so viel bekommen, als man für die schlechteste Leichenpredigt bezahlt; welches ich deswegen erinnere, damit nicht etwa die Leser mein Lob für verdächtig halten. Denn ich weiß gar wohl, daß die Wahrheit einer Lob-

rede in umgekehrten Verhältniß mit der Anzahl von Ducaten, Thalern und Groschen steht, welche der Redner dafür bekommen hat, oder um mich deutlicher auszudrücken, daß in den Lobsprüchen eines Redners desto weniger Wahrheit bemerkt wird, je mehr Ducaten, Thaler oder Groschen dem Redner eingehändiget worden sind. Ueberdieses habe ich mich auch der Kürze zu befleißigen gesucht, welche, nach dem Urtheile aller Kenner, nicht unter die geringsten Tugenden einer Lobrede gerechnet wird.

Lob des Hungers.

In den gegenwärtigen Tagen, die freylich für den größten Theil der Menschen wegen der anhaltenden Theurung und Kälte sehr traurig seyn müssen, ist wohl ohne Zweifel keine Klage so häufig, als die Klage über den Hunger. So oft ich diese Klage hören muß, zürne ich auf mich selbst, daß ich in meinen jüngern Jahren keine andere Kunst gelernt habe, und deswegen jetzt nicht im Stande bin, die Klagen aller meiner leidenden Mitbrüder auf eine thätige Weise

zu

zu stillen. Ich muß daher aus Noth dasjenige thun, was andere aus andern Ursachen zu thun pflegen, und meinen darbenden Mitbrüdern, anstatt einer Gabe, blos gute Wünsche und Ermahnungen mittheilen. Aber so gerecht auch die Klagen der meisten Menschen jetzt seyn mögen, so gewiß ist es doch, daß man die Flüche auf den Hunger zu weit treibt, und sich bisweilen gar zu sehr vor ihm fürchtet. Die Advokaten haben ein Sprüchwort, daß man auch dem Teufel die Vertheidigung nicht versagen müsse. Ist dieses Sprüchwort gegründet, so wird mirs niemand verdenken können, daß ich mich heute des Hungers annehme, und meinen Lesern die Vortheile, die er uns zu verschaffen pflegt, kürzlich vor Augen stelle.

Die Kunst, die von den Reichen und Großen so hoch geschätzt, und so theuer bezahlt, und daher von mir auch zuerst genannt wird, die Kunst, die Speisen zu würzen, und die schlechtesten Gerichte mit den geringsten Kosten schmackhaft zu machen, versteht kein kaiserlicher und königlicher Mundkoch so gut, als der Hunger; daher ihn auch schon unsere Vorfahren den besten Koch zu nennen pflegten. Man frage einmal die Reichen und Großen, die bisweilen durch einen

Zufall genöthiget gewesen sind, sich seiner Geschicklichkeit zu bedienen, ob ihnen nicht zu der Zeit die schlechtesten Speisen weit besser geschmeckt haben, als sonst die aus Paris verschriebenen Pasteten und indianischen Vogelnester? Wer nicht ganz unerfahren in dem Laufe der Welt und in der heutigen Theorie der Verdienste ist, wird mir ohne Zweifel einräumen, daß der so oft gelästerte Hunger nicht wenig Lob verdiene, wenn man ihm mit Grunde die erhabene Geschicklichkeit eines großen, ja des besten Kochs zuschreiben kann. So groß aber auch dieses Verdienst in den Augen aller Kenner seyn muß, so ist es doch nicht das einzige, das ich von meinem Helden anführen kann. Er ist auch überdieses ein unvergleichlicher Arzt, ob gleich nicht in allen Krankheiten, welches ihm aber zu keinem Vorwurf gereichen kann; denn, welcher Arzt auf dem Erdboden ist im Stande, alle mögliche Gebrechen durch seine Geschicklichkeit zu heilen? Wenigstens weiß ich es aus der Erfahrung, daß er weit geschwinder und leichter vom kalten Fieber und verdorbenen Magen befreyen kann, als die beste Arzney. Ja nicht nur viele Krankheiten des Körpers ist er zu heilen fähig; seine Geschicklichkeit erstreckt sich bis auf die Gebrechen der Seele. Wie vielen Verliebten,

welche

welche weder die Ermahnungen ihrer Aeltern und Vorgesetzten, noch der Verlust der ansehnlichsten Vortheile von ihrer Thorheit abbringen konnten, hat er nicht oft in kurzer Zeit zu dem völligen Gebrauch ihrer Vernunft wieder verholfen? Wie manches junges Weibchen, das hundert Ermahnungen zur Keuschheit fruchtlos angehört und gelesen hatte, ist durch ihn von ihrer Schoßsünde glücklich geheilt worden! Der wilde, unbändige Jüngling, der kein Gesetz erkennen, und keine Strafe scheuen wollte, ward oft durch ihn allein zahm und folgsam gemacht. Manche gnädige Frau, manche andre Dame, welchen sonst der Stolz nicht erlaubte, auf den Armen und Niedrigen zu blicken, und ihn eines Gespräches zu würdigen, ist nicht selten blos durch seine Hülfe von ihrem Fehler befreyt, und mit der edlen Tugend der Demuth und Höflichkeit begabt worden! Ueberhaupt leistet er den Fähigkeiten des Geistes die größten Dienste; denn nichts macht so geschickt zum Studiren, als er, wenn er nur nicht allzulange verweilet. Ich ahme gewiß unsere Lobredner im Mißbrauch der Figuren nicht nach, wenn ich ihn einen Schöpfer großer Gelehrten, großer Helden und großer Künstler nenne. Die meisten von denen, die sich den Wissenschaften widmen, würden ge-

 wiß

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

wiß ihr Leben unrühmlich in der Unwissenheit und Faulheit zubringen, wenn sie nicht von ihm zum Fleiß und zur Arbeit angefeuert würden. Ich getraue mir zu behaupten, daß wir ihm wenigstens zwey Drittel von den großen Geistern zu danken haben, die jetzt in dem Tempel des Nachruhms prangen; und ich bin überzeugt, daß unsere jetzigen Bibliotheken so vollständig und ansehnlich nicht seyn würden, wenn der wichtige Bemühungsgrund zur Autorschaft, der Hunger, unter den Sterblichen gefehlt hätte.

Wie wenige würden sich den Beschwerlichkeiten des Krieges und den tödtlichen Gefahren ausgesetzt haben, wenn sie nicht von ihm wären beredet worden, in das Schlachtfeld zu eilen! Ich würde viel Raum nöthig haben, wenn ich alle berühmte Generale hersetzen wollte, die es eigentlich durch ihn geworden sind. Ich weiß gewiß, daß einem jeden meiner Leser schon selbst Beyspiele einfallen werden, die hieher gehören. Man sage ja nicht, daß die Ehre alles dieses bewerkstellige, was ich dem Hunger zuschreibe. Ich gestehe es, die Ehre thut viel; aber man ziehe die Erfahrung zu Rathe, so wird man einräumen müssen, daß der Hunger noch mehr thun könne. Was ich aber von den Helden und

von den Gelehrten gesagt habe, kann ich mit noch größerem Rechte von den Künstlern behaupten. Wir würden gewiß den größten Theil der nützlichsten und angenehmsten Künste entweder gänzlich entbehren, oder nur in einer großen Unvollkommenheit besitzen, wenn nicht von Zeit zu Zeit der Hunger die Menschen angetrieben hätte, neue Künste zu erfinden, und die alten vollkommner zu machen. Daß wir so bequem wohnen können, daß es uns an keiner Art der Bekleidung fehlet, daß die Zahl der Dinge, wodurch wir unsere Sinnen vergnügen können, unendlich groß ist, daß die entferntesten Nationen ihre Reichthümer und Schätze mit uns theilen müssen, daß es nicht mehr unmöglich ist, die ganze Welt zu umreisen, nicht mehr unmöglich bis in das Tiefste der See, und bis in die Eingeweide der Erde zu dringen, dieß alles müssen wir, wenn wir aufrichtig seyn wollen, größtentheils der Erfindungskunst verdanken, die der Hunger wirksam gemacht hat. Was die Gewalt dieser so sehr gefürchteten Triebfeder vermag, sieht man sogar an jenen Geschöpfen, denen das Schicksal unsere Seelenkräfte versagt hat. Die Geschichte von dem Vogel der Phyllis, die uns der sinnreiche Herr Lichtwer aufbehalten hat, kann die beste Erläuterung meines Satzes abge-

ben. Damöt, ein Schäfer, schenkte seiner geliebten Phyllis einen abgerichteten Vogel, der so schön singen konnte, wie ein Castrate. Phyllis setzte den gefiederten Sänger in ein vergoldetes Behältniß, knackte ihm selbst den Hanf, gab ihm weißes Brod in Milch geweicht, und überhäufte ihn mit allerley Speise und Trank, in der Hoffnung, daß der Vogel erkenntlich seyn und desto besser singen werde. Allein was geschah? der Vogel sang nunmehr gar nicht, und die argwöhnische Schäferin würde beständig geglaubt haben, sie wäre von ihrem Liebhaber betrogen worden, wenn sie nicht, als sie zum Schmause gegangen war, und das Futter für ihren kleinen Liebling vergessen hatte, durch diesen Zufall von der Unschuld ihres Damöts überzeugt worden wäre. Denn bey ihrer Zurückkunft hatte sie das Vergnügen, den hungrigen Vogel vortrefflich singen zu hören. Was der Hunger bey diesem Vogel that, das thut er täglich bey vielen Poeten und Künstlern, wie ich durch tausend Beyspiele beweisen könnte, wenn ich ein Liebhaber der Weitläuftigkeit wäre. Nun frage ich alle meine Leser und Leserinnen auf ihr Gewissen, ob man billig handelt, wenn man auf den armen Hunger so flucht und lästert, da er, wie ich zu erweisen die Ehre gehabt habe,

der größte Meister in der edlen Koch- und Arzneykunst genannt zu werden verdient; da er die Tugenden der Arbeitsamkeit, der Demuth und Keuschheit so sehr befördert; da er ein Schöpfer der größten Generale, der größten Gelehrten, der größten Dichter und Künstler; ein Erfinder so vieler Wissenschaften und nützlicher Künste, ja der vornehmste Bevölkerer unserer Bibliotheken ist?

Ich weiß wohl, was man ihm zur Last leget, und ich will auch nicht, nach dem Beyspiele anderer Lobredner, seine wirklichen Fehler verschweigen oder gar läugnen. Man beschuldiget ihn einer ungeheuren Menge Mordthaten; man giebt ihm Schuld, daß er die meisten Schriften wider die Religion; Myriaden von elenden Gedichten, Wochenblättern, Recensionen, Compendien und Uebersetzungen täglich hervorbringe. Ich will alles dieses einräumen; aber alles dieses beweiset nicht, daß dasjenige, was ich zu seinem Lobe angeführt habe, ungegründet sey. Es ist wahr, er hat manchen ehrlichen Mann um das Leben gebracht, manchen würdigen Gelehrten vor der Hälfte seiner Tage ins Grab gestürzt; allein wie viel ehrliche Leute hat nicht Alexander der Große in jene Welt geschickt, den man dessen

 unge-

ungeachtet doch immer mit den größten Lobsprüchen beehret? Wie viel Menschen werden nicht täglich durch einfältige oder partheyische Urthel, durch die französischen Köche, durch den Bachus, durch die Venus, und durch die Aerzte hingeraft, und doch hören die Gelehrten, die Dichter und Redner nicht auf, die Vortrefflichkeit dieser Dinge der Welt anzupreisen! Ich übergehe die übrigen Beschuldigungen, wodurch man den guten Hunger anzuschwärzen pflegt; weil er mich jetzt selbst verhindert, meine Lobrede auf ihn zu verlängern.

Lob der Eitelkeit.

Da es unter allen gesitteten Nationen, und vorzüglich unter denjenigen Völkern, bey welchen die schönen Wissenschaften und Künste blühen, eine durchgängig gewöhnliche, ja zum Theil höchst nöthige Sache ist, nicht nur tugendhafte und lobenswürdige, sondern auch lasterhafte und tadelnswürdige Personen, in den Hörsälen und Tempeln öffentlich zu rühmen, und da es diese uralte Gewohnheit überdieß erlaubt, alle Arten von Lobsprüchen bey solchen Gelegenheiten nach allen Regeln der Kunst zu übertreiben; so brauche ich mich wohl nicht zu entschuldigen, daß ich heute abermal etwas loben will, das in keiner Moral unter die rühmlichen und lobenswürdigen Eigenschaften gezählt wird; zumal da ich, meinen altväterischen Lesern und Leserinnen zu Gefallen, in meine Lobrede, Troz der herrschenden

Mode, ein wenig Wahrheit bringen, und nicht etwa ein wirkliches Laster, sondern nur eine Schwachheit loben will. Aus dieser Ursache wird auch meine Lobrede freylich etwas trocken werden, weswegen ich meine hochzuverehrenden Leser und Leserinnen um Verzeihung bitten muß.

Jene wirksame und mächtige Leidenschaft also, die $\frac{99}{100}$ von dem schönen, und $\frac{9}{10}$ von unserm Geschlechte beherrschet; von welcher man täglich Spuren an heiligen und unheiligen Oertern, an den Putztischen und in den Bibliotheken, in den Gerichtsstuben eben so gut, wie in den Wochenzimmern, kurz überall antrifft, mit einem Wort, die Eitelkeit soll jetzt der Gegenstand meiner Betrachtung, und der Inhalt meiner Lobrede seyn. Ich hoffe dadurch einigermaßen den wiederholten Klagen meiner schönen Leserinnen abzuhelfen, die immer noch mit mir unzufrieden sind, daß ich so wenig interessantes für ihr Geschlecht auf meine Papiere bringe.

Ich setze voraus, daß meine alten und jungen Leser die Eitelkeit hinlänglich kennen, da es alle Augenblicke tausend Gelegenheiten giebt, sie kennen zu lernen. Gesetzt aber auch, daß meine

ne

ne Voraussetzung nicht ganz richtig seyn sollte, so kann es doch niemand mir, als einem Lobredner der Eitelkeit, zumuthen, die Natur und das Wesen derselben zu erklären; denn was für eine lächerliche Figur würde nicht eine Definition in einer Lobrede machen! Wer die Regeln der Kunst nur einigermaßen versteht, wird mir ohne Beweiß einräumen, daß einer Lobrede nichts so schädlich ist, als deutliche Begriffe und richtige Erklärungen. Wie würde es möglich seyn, den prahlerischen Bramarbas als einen großen Helden, den wässerigen Reimreich als einen Dichter erster Größe, und den heuchlerischen Tartüffe als einen Heiligen des achtzehnten Jahrhunderts der Welt anzupreisen, wenn man die Begriffe, Held, Dichter, Heuchler und Heiliger gehörig aufklären, und eine richtige Beschreibung von den Personen geben wollte?

Laßt uns also ohne alle Pedanterie, d. i. ohne alle Erklärungen und deutliche Begriffe, einzig und allein erwägen, was für Vortheile die so oft verspottete Eitelkeit dem menschlichen Geschlechte verschafft hat, und noch täglich verschaffet, und bis an das Ende der Welt verschaffen wird.

Runzelt immer eure Gesichter, ihr strengen Herren Moralisten, die ihr uns beynahe alle Empfindungen wegdemonstriren wollet. Ich sage es euch ins Gesicht, daß ihr blos aus Eitelkeit so sehr wider die Eitelkeit eifert, weil ihr sehet, daß man euren Eifer lobt und bewundert. Das Beste bey der Sache ist, daß man es am Loben und am Bewundern bewenden läßt, ohne sich sonst im geringsten an eure Ermahnungen zu kehren; es würde also sehr überflüßig seyn, wenn ich mich in einen weitläuftigen Eifer wider euren Eifer einlassen wollte. Die Heldinn, welche ich mir zum Gegenstande meiner Lobsprüche erwählt habe, ist auch nicht so arm an rühmlichen Eigenschaften, daß ich genöthiget wäre, zu dem gewöhnlichen Kunstgriffe der Lobredner meine Zuflucht zu nehmen, und ihr Lob auf den Tadel anderer zu bauen.

Man überlege also erstlich, was die Großen dieser Welt für Langeweile haben, und wie unansehnlich die Höfe der mächtigsten Fürsten seyn würden, wenn diese wirksame Triebfeder der menschlichen Handlungen, diese Erfinderin so vieler Kleider, so vieler Spiele und so vieler andern wichtigen Dinge, von unserer Erde verbannt seyn sollte. Durch nichts, als durch die Eitelkeit,

keit, werden die Antichambern, die Assembleen und die Tanzsäle angefüllt, ausgeziert und belebet; ja nicht blos die Tanzsäle, sondern auch die Tempel und die öffentlichen Gebäude, wo die Väter der Stadt und des Landes sich versammlen, um über das Wohl der Bürger oder der ganzen Nation sich zu berathschlagen. Die Zahl der fleißigen Kirchengänger würde gewiß sehr klein seyn, und der beste Redner würde oft den bloßen Stühlen und Bänken predigen müssen, wenn nicht die Begierde, die schönen Kleider öffentlich sehen zu lassen, die neuen Kleider anderer zu beobachten, und das Lob der Frömmigkeit in der Stadt zu erhalten, unsere Gotteshäuser bevölkern hülfe. Was für Vortheile erhält nicht also der Gotteskasten und der Klingelbeutel durch die Hülfe der Eitelkeit!

Würden unsere schönen Kinder wohl so gern an dem Taufsteine erscheinen, wenn der Eifer, sich dem Volke recht gepuzt zu zeigen, sie nicht zu der fleißigen Erfüllung dieser Christenpflicht ermunterte? Und nicht nur diese, sondern eine unzählbare Menge anderer Pflichten würden entweder gar nicht, oder sehr nachläßig ausgeübt werden, wenn die Eitelkeit weniger Anhänger unter den Sterblichen hätte. Ohne den

Beystand dieser mächtigen Leidenschaft, würde die Zahl der Elenden, die jetzt vor Hunger und Frost verschmachten, noch hundertmal größer seyn; ohne sie würden wir nicht so ansehnliche Vermächtnisse, nicht so viel rühmliche Stiftungen haben.

Die Galanteriehändler, die Putzmacherinnen, und eine große Anzahl von andern Kaufleuten, Künstlern und Fabrikanten würden an den Bettelstab gebracht werden, wenn man den Grillen einiger altväterischen Moralisten folgen und die Eitelkeit ausrotten, oder wenigstens zu sehr einschränken wollte.

Alle Fakultäten auf unsern hohen Schulen klagen jetzt über die Abnahme der Studirenden, und über die geringe Anzahl derer, die sich von ihnen die höchsten Würden in den Wissenschaften ertheilen lassen. Was für Klagen würden wir nicht alsdenn von ihnen und von allen denen, die mit Titeln handeln, zu hören bekommen, wenn die Eitelkeit weniger Gewalt auf die Gemüther der Menschen künftig ausüben sollte!

So groß auch die Geschicklichkeit des Hungers ist, wie ich schon neulich meinen Lesern gezeigt habe, die Welt mit neuen Systemen und

mit

mit großen Werken zu bereichern, so würde er doch allein nicht hinlänglich gewesen seyn, alle die Schriften hervor zu bringen, womit unsere Bibliotheken angefüllet sind, da es genug Leute giebt, die seine Gewalt niemals empfunden haben, wenn nicht die Eitelkeit gemeinschaftliche Sache mit ihm gemacht, und dasjenige bey den Reichen gethan hätte, was er nur bey den Armen ausrichten konnte. Wenn also auch niemals ein Poet die Wahrheit gesagt hätte, so hätte es doch derjenige gethan, bey welchem sich folgende Verse befinden:

Was denkt der Philosoph beym Schreiben?
„Mich ließt der Hof, mich ehrt die Stadt.“
Er irrt; doch laßt ihn irrig bleiben,
Damit er Lust zum Schreiben hat.

Ich würde nicht eine kurze Rede, sondern ein ganzes Buch schreiben müssen, wenn ich alle Vortheile anführen wollte, die das gemeine Wesen der Eitelkeit zu verdanken hat. Die Tugend würde in den meisten Fällen zu ohnmächtig seyn, die Menschen zu großen Thaten anzufeuern, wenn sie sich nicht des Beystandes der Eitelkeit bedienen wollte. Sie allein hat oft denjenigen, die sich sonst vom Geiz beherrschen ließen, den lobens-

würdi-

würdigen Eifer eingeflößet, durch Erbauung prächtiger Palläste ihr Vaterland zu verschönern, und ihre arme Mitbürger zu ernähren. Sie allein hat oft den Weichling aus dem Bette in das Schlachtfeld gejagt, und aus einem Verzagten einem Helden geschaffen. Laßt uns also dankbar gegen diese wohlthätige Leidenschaft seyn, und ihr willig alle diejenigen Lobsprüche zugestehen, die sie, wegen ihrer großen Macht, und wegen ihrer nützlichen Wirkungen, von uns mit Recht verlangen kann.

Lob
der Dummheit und Unwissenheit.

Ich hoffe meine Leser werden mich wegen des verdrüßlichen und mürrischen Tons, der in dieser schon vor vielen Jahren abgefaßten Lobrede herrscht, einiger Nachsicht würdigen, sobald sie die Veranlassung dazu hören. Ich hatte an demselben Morgen, wo ich diese Lobrede aufsetzte, dem Leichenbegängnisse eines Freundes beygewohnt, der sich über 20 Jahre mit den Wissenschaften beschäfftiget, und durch seinen Fleiß und Geschicklichkeit dem Vaterlande lange Zeit gedient hatte, der aber weder durch Fleiß, noch durch Gelehrsamkeit, nur die Hälfte eines solchen Glücks erhalten konnte, wozu ein Schreiber, oder Hausknecht, in unsern großen Städten, nach Verlauf einiger Jahre, ohne Mühe gelangen kann. Wie nützlich hätte er noch durch seine Talente und Geschicklichkeit der Welt seyn kön-

können, wenn ihn nicht eine beständige Dürftigkeit, die gewöhnliche Gefährtin derjenigen deutschen Gelehrten, die sich nicht zugleich auf ein gelehrtes Handwerk gelegt haben, an dem Fortgange und Wachsthum seiner Einsichten verhindert, und ihn schon im vierzigsten Jahre in das Grab gebracht hätte! Sollte nicht ein jeder von dem Fleiße und von der Liebe zu den Wissenschaften abgeschreckt werden, wenn er sieht, daß diejenigen, die ihre besten Jahre, ihre Gesundheit, ihr Vermögen, mit heldenmüthigen Gesinnungen der Erlernung derselben aufopfern, endlich statt einer Belohnung, nichts als Elend und einen frühzeitigen Tod zu erwarten haben? O wie glücklich seyd ihr dagegen, denen die Natur, anstatt Verstand und Genie, Muskeln und Knochen, anstatt Liebe zur Weisheit und Arbeitsamkeit, einen Hang zur Faulheit und Unwissenheit verliehen hat! Ihr braucht nichts, als die Gabe der Unverschämtheit und ein wenig Marktschreyerey, so seyd ihr, was ihr seyn wollt, begütert, geehrt und bewundert. O glückliche Dummheit! beneidenswürdige Unwissenheit! Ich kann es unmöglich unterlassen, meine Leser heute von den Vortheilen der Dummheit und Unwissenheit zu unterhalten, ob ich gleich keinem von ihnen so wenig Erfahrung zutraue, daß er nicht

nicht die meisten dieser Vortheile schon wissen sollte; denn ich habe mich ja niemals anheischig gemacht, neue oder wenig bekannte Sachen vorzutragen.

Man lobe die Wissenschaften auch noch so sehr, so wird man mich doch niemals überreden können, daß sie ein sicheres Mittel zu demjenigen sind, was man auf unserm Planeten Glück zu nennen pflegt. Ich bin kein Rousseau, und folglich würde mirs das Publikum nicht vergeben, wenn ich etwas paradoxes behaupten wollte. Wenn ich aber sage, daß Verstand und Wissenschaft weit seltner glücklich machen, als Dummheit und Unwissenheit, so hoffe ich nichts paradoxes zu behaupten, sondern blos eine Wahrheit, die durch die Erfahrung vieler Jahrhunderte schon bestätigt worden ist, und noch täglich durch neue Beyspiele bekräftigt wird.

Aber in was für einem Labyrinthe befinde ich mich, und wo soll ich, bey der großen Menge von Vortheilen, welche die Dummheit den Sterblichen verschafft, den Anfang machen? Ich müßte Folianten schreiben, wenn ich diese Materie erschöpfen sollte, und diese Folianten würden zu einer Bibliothek anwachsen, wenn ich

alle Beyspiele aus der Geschichte, die hieher gehören, anführen, wenn ich alle glückliche Dummköpfe und alle unglückliche Genies her erzählen wollte. Nur die vornehmsten Vortheile, nur einige Beyspiele sollen den Lesern meine Meynung deutlicher machen, und ihre Zweifel wider dieselbe benehmen.

Ist unter den irrdischen Gütern, deren wir Sterblichen theilhaftig werden können, wohl ein größeres und wichtigeres Gut zu finden, als die Gesundheit und ein langes Leben? Gleichwohl was schadet der Gesundheit und einem dauerhaften Leben mehr, als die allzugroße Anstrengung des Verstandes, und eine übertriebene Liebe zu den Wissenschaften? Ist die Dummheit aller dieser Gefahr, und dem Verluste der größten irrdischen Glückseligkeit wohl ausgesetzt? Man müßte behaupten, daß sie etwas zu sehr anstrengen und mißbrauchen könne, was sie nicht besitzt, und daß sie im Stande sey, eine allzugroße Liebe gegen dasjenige zn hegen, was sie ganz und gar nicht kennt, wenn man meinen Beweis in Zweifel ziehen wollte. Man betrachte einmal unsere großen Genies, unsere berühmten Gelehrten und Künstler, und vergleiche sie mit unsern Dummköpfen und Ignoranten. Wie

blaß,

blaß, wie mager, wie hypochondrisch schleichen die erstern einher, da diese bey dem feistesten Körper, bey dem blühendsten Ansehen, die Augen aller Stutzer, und selbst die Blicke der stolzesten Schönen auf sich ziehen! Sollte ja jemand von meinen Lesern dasjenige in Zweifel ziehen, oder für übertrieben halten, was ich jetzt von dem vortheilhaften Einflusse der Dummheit auf die Gesundheit und das lange Leben der Menschen angeführt habe, so will ich mich zur Bestätigung meiner Meynung auf einen berühmten Arzt und Naturforscher, den sel. D. Krüger berufen, der in seinem Buche von der Diät sehr gründlich gezeigt hat, daß man, um recht sicher ein hohes Alter zu erreichen, wenigstens ein bischen dumm seyn müsse. Wer ein Salomo ist, spricht er S. 543, kann kein Methusalem werden.

Ist es also zu verwundern, wenn der Dummkopf in der Liebe weit glücklicher ist, als der größte Geist, als der berühmteste Gelehrte? Denn könnte man wohl so unbillig seyn, und von den Frauenzimmern verlangen, daß sie bey der Wahl eines Gatten mehr auf die Vollkommenheiten des Geistes, als auf die Vollkommenheiten des Körpers sehen sollten? Pflegen wir

Mannspersonen nicht selbst, bey der Besetzung eines Amts, oft den dümmsten Geck, wegen seines äußerlichen Ansehens, dem würdigsten und geschicktesten Manne, dem dieses fehlt, ohne Bedenken vorzuziehen? Und überhaupt wird man finden, daß der Dummkopf im Umgange, sonderlich mit Personen von Stande, weit beliebter ist, als ein verständiger Mann; weil jener kein Bedenken trägt, die größten Schmeicheleyen seinem unwürdigen Mäcen vorzusagen, und die ärgsten Niederträchtigkeiten von ihm zu erdulden, eine Eigenschaft, deren dieser ganz und gar unfähig ist. Ein altes Sprüchwort sagt, daß sich gleich und gleich gern gesellt, und daher geschieht es, daß Unwissenheit und Dummheit unter den Reichen meistentheils viel mehr Gönner und Freunde finden, als Verstand und Wissenschaft.

Man wird auch keine Beyspiele anführen können, daß die Dummheit und Unwissenheit viel Verfolgung und Neid, denen das Genie und die Geschicklichkeit beständig ausgesetzt ist, hätte erdulden müssen. Der Dummkopf glaubt, was seine Großmutter geglaubt, was ihm seine Amme vorgesagt hat. Er besitzt nicht die schädliche Neugierigkeit, die Meynungen anderer Leu-

te zu wissen. Er giebt sich nicht die eitle Mühe, den Grund vor demjenigen einzusehen, was er gehört hat, und dasjenige zu prüfen, was der verständige Mann ohne Prüfung nicht annimmt. Hierdurch entgeht er der Gefahr, in die Zahl der Ketzer versetzt zu werden, und darf niemals befürchten, daß ihn jemand für einen Ungläubigen halten, oder gar als einen Antichristen verdammen werde. Wäre Galiläus eben so einfältig, eben so unwissend gewesen, als seine Mitbürger, als seine Obern und Richter waren, so würde er niemals etwas von Unglück gewußt haben. Seine Scharfsinnigkeit aber, durch die er einsah, daß nicht die Sonne um die Erde, sondern diese um jene sich beweget, stürzte ihn in den Verdacht der Ketzerey, und brachte ihn in das Gefängniß. Hätte Petrus Ramus nicht so viel Verstand und Wissenschaft gehabt, daß er die einfältigen Anhänger des Aristoteles, die, wie gewöhnlich, ihren philosophischen Abgott nicht verstunden, hätte widerlegen können, so würde er nicht sein Leben bey der Parisischen Bluthochzeit eingebüßt haben.

Ich befürchte, meinen Lesern allzu eckelhaft zu werden, wenn ich ihnen von einer so ausge-

machten und bekannten Wahrheit zu viel vorschwatze. Daher will ich mich jetzt nicht auf die Erzählung vieler Beyspiele von ansehnlichen Gelehrten einlassen, die bey dem größten Genie, bey der weitläuftigsten Wissenschaft verhungert sind. Nur ein einziges will ich anführen, das andern zur Warnung dienen kann. Kepler, einer der größten Meßkünstler und Sternkundigen, die die Welt jemals gesehen hat, Kepler, den selbst die stolzen Engländer und die spottenden Franzosen, troz seiner deutschen Herkunft, mit Ehrfurcht nennen, und für ihren Lehrer erklären, Kepler, sage ich, brachte seine ganze Lebenszeit im größten Elend, in der größten Armuth zu. Aus Noth sah er sich gezwungen, die medicinische Praxis zu erwählen, um seinen Magen einigermaßen befriedigen zu können. Endlich starb er auf einer Reise, die er unternommen hatte, um, wie sich ein berühmter Gelehrter ausdrückt, die rückständigen Termine seiner kleinen Pension alleruntertbänigst zu suchen.

Vielleicht glaubt man, daß ich nunmehr auch einige Beyspiele von Dummköpfen, die durch ihre Dummheit und Unwissenheit ein ansehnliches Glück gemacht haben, zur Erläute-

rung meines Satzes, anführen werde. Allein ich möchte nicht gern den Vorwurf hören, daß ich etwas ganz überflüßiges gethan hätte. Wer nur einige Jahre in der Welt gelebt hat, wird schon eine Menge dergleichen Beyspiele wissen, und noch täglich mehrere erfahren. Denn es läßt sich von den meisten Dummköpfen dasjenige prophezeyen, was jener Vater in der bekannten Gellertschen Erzählung von seinem dummen Sohne wahrsagt:

Für Görgen ist mir gar nicht bange;
Er kömmt gewiß durch seine Dummheit fort.

Lob
der Unverschämtheit.

Ich komme von dem Lobe der Dummheit und Unwissenheit, nach einer ganz natürlichen Ordnung, zu dem Lobe derjenigen Eigenschaft, wodurch sich vorzüglich die Dummheit und Unwissenheit empor schwingt, wenn ihr auch Fortuna den sonst hierzu nöthigen Vorrath von edlen Metallen versagt hat. Denn jeder, welchem nicht die nöthige Erfahrung mangelt, wird mir einräumen müssen, daß unter allen Mitteln, wodurch man im 18ten Jahrhunderte, in derjenigen Zone, die wir bewohnen, sein Glück am bequemsten und geschwindesten machen kann, kein einziges gewisser und allgemeiner sey, als die Gabe der Unverschämtheit. Wenn ich dieses weitläuftig beweisen wollte, so würde ich ohne Zweifel eben das thun, was ein Naturkündiger thäte, der auf einigen Bogen demonstrirte, daß

die Sonne Licht und Wärme hervorbringe. Wer nur einige Jahre in der Welt gelebt, und nicht ohne alle Aufmerksamkeit die Begebenheiten des menschlichen Lebens betrachtet hat, muß von der Wahrheit meines Satzes überzeugt seyn. Um desto mehr kann ich mich nicht genug wundern, daß es noch immer da und dort Männer giebt, die nicht anders denken und handeln, als wenn das Gegentheil davon ausgemacht wäre. Könnte ich doch diese hypochondrischen Leute, welche durch nichts als durch Verdienste und durch Bescheidenheit, eine längst altväterische Tugend, sich empor bringen wollen, von ihrem schädlichen Vorurtheile befreyen! Denn ihnen zu Gefallen will ich in dieser Lobrede die Vorzüge der Unverschämtheit kürzlich schildern.

Man muß sich ja nicht durch einige moralische Schriften, in welchen die Bescheidenheit erhoben, und die Unverschämtheit getadelt wird, verführen lassen. So wie es immer noch Leute giebt, die sich in ihrem Anzuge blos nach den Moden richten, die zu ihrer Großväter Zeiten die Kleiderwelt beherrschten, so finden sich auch beständig noch Moralisten, die, aus Mangel an Erfahrung, in der Sittenlehre nicht die Denkungsart der jetzigen, sondern der vergange-

nen Zeiten zum Grunde legen. Meine Leser werden daher schon oft bemerkt haben, und künftig noch öfter bemerken, daß ich mich vorzüglich von diesen altväterischen Moralisten zu unterscheiden, und meine Moral nach den neuesten Mustern, so wie wir sie aus Frankreich erhalten, zuzuschneiden suche. — Doch ich sehe, daß ich mich von meiner Materie beynahe ganz entfernt habe, wiewohl dieses auch nach der neuesten Mode nichts zu sagen haben würde. Ich komme also wieder zu meinem eigentlichen Vorhaben zurück, und erfülle mein voriges Versprechen, die Vortheile der Unverschämtheit, und den Schaden, welchen die Bescheidenheit verursacht, kürzlich anzuführen.

Es wird wohl schwerlich jemand leugnen, daß oft Männer von der größten Geschicklichkeit und Rechtschaffenheit in dem Elende schmachten müssen, dahingegen nicht selten die unwürdigsten Leute zu den wichtigsten Ehrenstellen und zu den einträglichsten Aemtern gelangen. Man glaubt insgemein, daß die letztern ihr Glück entweder ansehnlichen Geschenken, oder der Gunst gewisser Frauenzimmer, oder gewissen vortheilhaften Verbindungen zu verdanken hätten. Nun ist es zwar ausgemacht, daß die Geschenke über die

Her-

Herzen der Sterblichen viel vermögen, daß die Freundschaft eines Kammermädchens, oder gar die eheliche Verbindung mit einem solchen Frauenzimmerchen, welches einen vornehmen und mächtigen Gönner hat, Wunder thun kann, und daß gute Bekanntschaften, die uns die Geburt, das Spiel oder das Weinhaus verschafft haben, von ausgebreiteten Nutzen sind. Allein dennoch ist es eben so gewiß, daß es Dummköpfe und ungeschickte Personen in Menge giebt, die nicht durch Geschenke, nicht durch ein Kammermädchen, nicht durch eine Heyrath, oder sonst durch eine vortheilhafte Bekanntschaft ihr Glück gemacht haben. Ohne Ursache geschieht nichts, wie alle meine Leser und Leserinnen einräumen werden, wenn sie auch nichts von dem bekannten philosophischen Grundsatze wissen sollten. Die Ursache aber von dem Glück solcher verdienstlosen Personen läßt sich auch ohne viel Philosophie ausfindig machen, wenn man nur eine kleine Aufmerksamkeit anwenden will. Die Erfahrung selbst lehrt schon, ohne spitzfindige Schlüsse, daß fast insgemein das Talent der Unverschämtheit die Quelle desselben, so wie die Gabe der Bescheidenheit die Ursache von dem Elende vieler würdigen Männer zu seyn pflegt. Erwerbt euch also, ihr Erdbürger, die ihr groß

und vornehm zu werden wünschet, diese vortreffliche Eigenschaft. Durch sie könnt ihr in kurzer Zeit, ohne Mühe und Arbeit, reich, geehrt, und berühmt werden. Sie verschafft die einträglichsten Aemter am Hofe, in der Kirche, in der politischen und soldatischen Welt, auf hohen und niedrigen Schulen, und kurz überall. Ja oft ist durch sie das Herz der sprödesten Schönen, das sogar mit goldenen Waffen vergebens bestritten ward, ohne Schwierigkeit erobert worden.

Vielleicht verlangen nunmehr einige von meinen Lesern die Ursache zu wissen, warum die Unverschämtheit gemeiniglich der Weg zum Glücke, und die Bescheidenheit hingegen der Weg zum Elend ist. Ich könnte darüber sehr viel schwatzen. Ich besinne mich aber, daß ein Engländer diese Ursache durch eine Allegorie weit besser erklärt hat, als ich sie würde erklären können. Ich will also meinen Lesern die Gedanken dieses Schriftstellers, dessen Name mir nicht gleich einfällt, zum Beschluß mittheilen, ohne nachzuforschen, ob sie schon sonst übersetzt worden sind. Da ich aber das Original nicht bey der Hand habe, so werden meine Leser keine genaue Uebersetzung von mir erwarten.

Die Allegorie meines Engländers ist folgende.

„Jupiter vereinigte im Anfange Tugend, Weisheit und Vertrauen, ingleichen Laster, Thorheit und Mistrauen mit einander, und schickte diese beyden Gesellschaften herab auf die Erde. Er glaubte zwar, daß er sie sehr weislich gepaaret hätte, indem ganz natürlicher Weise das Vertrauen der gewöhnliche Gefärthe der Tugend, hingegen das Mistrauen die ordentliche Begleitung des Lasters seyn müsse; allein dennoch waren beyde Gesellschaften nicht weit gekommen, als schon eine Uneinigkeit unter ihnen entstand. Die Weisheit, welche der Wegweiser der einen Gesellschaft war, pflegte allemal, ehe sie sich auf eine Straße wagte, wenn sie auch noch so eben und gebahnt war, dieselbe vorher auf das sorgfältigste zu untersuchen, um zu erfahren, wohin sie führte, und was für Gefahr, Schwierigkeiten und Hindernisse, möglicher oder wahrscheinlicher Weise, darauf sich ereignen könnten. Mit diesen Ueberlegungen brachte sie gemeiniglich einige Zeit zu; welcher Verzug dem Vertrauen sehr mißfiel, weil es immer gewohnt war, auf der ersten besten Straße, ohne vieles Bedenken und Ueberlegen, fortzueilen. Weisheit

und Tugend waren unzertrennlich. Indem aber das Vertrauen einmal seiner ungestümen Natur folgte, so war es einen großen Theil des Weges von seinen Reisegefährten vorausgekommen; und da es ihre Gesellschaft nicht vermißte, so fragte es nicht einmal nach ihnen, und traf sie auch nicht wieder an. Auf eben die Art wurde auch die andere Gesellschaft uneinig, und trennte sich, obgleich Jupiter selbst sie vereiniget hatte. Denn da die Thorheit nicht weit vor sich sehen konnte; so war sie nicht im Stande, die Güte der Straßen zu bestimmen, oder eine Wahl unter denselben anzustellen; und diese Unschlüssigkeit wurde durch das Mistrauen noch vermehrt, das durch seine Zweifel und Bedenklichkeiten die Reise beständig verzögerte. Dieses war dem Laster sehr unangenehm, das nicht gern viel von Schwierigkeiten und Aufschub hörte, und niemals eher zufrieden war, als bis es auf dasjenige, wozu es seine Neigungen antrieben, in vollem Laufe zurennen konnte. Es wußte, daß die Thorheit, ungeachtet sie dem Mistrauen Gehör gab, sich doch leicht regieren lassen würde, wenn sie allein wäre, und daher sties es, so wie ein unartiges Pferd seinen Reiter abwirft, diesen Stöhrer aller seiner Vergnügen ohne Umstände von sich, und setzte seine Reise, mit der Thorheit, ohne sich von ihr

zu trennen, weiter fort. Das Vertrauen und das Mistrauen, die also beyde von ihrer Gesellschaft abgekommen waren, reiseten eine Zeitlang ganz allein, bis sie endlich ein ungefährer Zufall zu gleicher Zeit in ein Dorf führte. Das Vertrauen gieng gerade auf das große Haus zu, welches dem Reichthum, als dem Herrn des Dorfs, zugehörte, und ohne auf den Thürhüter zu warten, drang es bis in das innerste Zimmer, wo es das Laster und die Thorheit, welche schon vor ihm eine gütige Aufnahme erhalten hatten, antraf. Es gesellte sich zu ihnen, machte sich bey dem Herrn vom Hause selbst gar bald beliebt, und gerieth mit dem Laster in solche Vertraulichkeit, daß es von ihm und der Thorheit zum Gesellschafter gewählt wurde. Sie waren oft bey dem Reichthum zu Gaste, und von diesem Augenblicke an unzertrennlich. Das Mistrauen hingegen, das es nicht wagen wollte, sich dem großen Hause zu nahen, ließ sich die Einladung der Armuth, einer Bauersfrau, gefallen, und traf in ihrer schlechten Hütte die Weisheit und Tugend an, weil sie von dem Edelmanne waren fortgejagt worden. Die Tugend hatte Mitleiden mit ihm, und die Weisheit sah aus seinem Betragen, daß es sich leicht bessern würde; daher nahmen sie es in ihre Gesellschaft auf. Es än-

derte

derte auch wirklich durch ihren Umgang in kurzer Zeit seine Sitten, und da es viel liebenswürdiger und reitzender wurde, so gab man ihm nunmehr den Namen der Bescheidenheit. Böse Gesellschaft hat immer eine stärkere Wirkung, als gute; daher schlug das Vertrauen, ob es gleich sonst gemeiniglich gegen den Rath und das Beyspiel anderer widerspenstig zu seyn pflegte, durch die Gesellschaft des Lasters und der Thorheit dergestalt aus der Art, daß es den Namen der Unverschämtheit erhielt. Die Menschen, welche diese Gesellschaften sahen, wie sie Jupiter anfangs gepaaret hatte, und von der darauf erfolgten Trennung und Veränderung nichts wissen, werden dadurch zu wunderlichen Irthümern verleitet. Wo sie Unverschämtheit sehen, da vermuthen sie Tugend und Weisheit, und wo sie Bescheidenheit wahrnehmen, da glauben sie Laster und Thorheit zu finden."

Lobrede auf die bösen Weiber.

Verschiedene von meinen Leserinnen haben mir sonst immer Schuld gegeben, daß ich keine Gelegenheit vorbey ließe, ihrem Geschlechte die bittersten Vorwürfe zu machen. Ich könnte mich zwar gegen diese, mir höchst unangenehme Beschuldigung, sehr leicht vertheidigen, da die meisten Stellen auf meinen Papieren, welche meinen schönen Leserinnen so misfallen, von ihnen ganz unrecht erklärt werden, und einige Aufsätze, die man mir zuschreibt, wirklich nicht von mir, sondern von meinen Herren Correspondenten herrühren. Allein ich will lieber durch meine Handlungen, als durch eine wortreiche Vertheidigung beweisen, daß ich mehr zum Loben, als zum Tadeln aufgelegt bin, wenn von dem schönen Geschlechte die Rede ist. Selbst der gegenwärtige Aufsatz wird meine Leserinnen von der

Wahrheit dieser Versicherung vollkommen überzeugen.

Unter die Vorurtheile, die noch immer den größten Theil der Erdbürger beherrschen, gehört ohne Zweifel auch die Meynung, die unser Geschlecht von den bösen Weibern zu haben pflegt. Ich könnte einige Ries Papier beschreiben, wenn ich nur die vornehmsten Stellen der alten und neuen Schriftsteller, wider diese Gattung von Frauenzimmern, anführen wollte. Da es nun die Pflicht eines wahren Patrioten erfordert, seine Mitbürger, so viel als möglich, von den schädlichen Vorurtheilen zu befreyen, so habe ich mir vorgenommen, nicht nur die bösen Weiber aus allen Kräften zu vertheidigen, sondern auch eine förmliche Lobrede auf sie zu halten.

Verewigte Gemahlin des Sokrates, du Krone derjenigen Damen, die ich mir jetzt zum Gegenstande meiner Vertheidigung und Lobsprüche gewählt habe, sey du selbst meine Muse, damit meine Gründe und Lobsprüche auf die harten Herzen der übelgesinnten Männer die gehörige Wirkung thun mögen!

Es ist freylich eine Schande für unser Jahrhundert, dem man immer den Titel des philosophischen zu geben pflegt, daß man noch genöthiget ist, solche ungeheure Vorurtheile zu bestreiten, und Dinge zu vertheidigen, die der Philosophie doch so augenscheinlichen Nutzen verschaffen. Ja, meine Herren! lachen Sie ja nicht, die bösen Weiber sind in der Ausübung der praktischen Philosophie von weit größerm Nutzen, als ein Dutzend moralische Quartanten, in mathematischer Lehrart abgefaßt. Die Nothwendigkeit jener erhabenen Tugenden, seinen Zorn zu mäßigen, das Unrecht mit Geduld zu ertragen; und nicht Böses mit Bösem zu vergelten, dieser Tugenden, ohne welche ein praktischer Philosoph unmöglich ist, lehrt kein Professor, keine Disputation, kein Buch, so überzeugend, als die Gesellschaft einer bösen Frau. Sokrates, der gepriesene Sokrates, den sogar das Orakel für den weisesten Sterblichen erklärte, würde gewiß nicht besser gewesen seyn, als die Philosophen des achtzehnten Jahrhunderts — denn dieses beweiset seine Physiognomie und sein eignes Geständniß — wenn er nicht die, so oft mit Unrecht gelästerte Xantippe zur Frau gehabt hätte. Wie ist es möglich, zur Vollkommenheit in solchen Tugenden zu gelangen, die eine

beständige Ausübung erfordern, wenn die Gelegenheit, sie fleißig auszuüben, mangelt? Welche Gelegenheit aber kann besser und häufiger seyn, als diejenige, die ein Mann durch seine beständige Gesellschafterinn erhält?

So groß aber auch der Nutzen ist, den die praktische Weltweisheit durch die bösen Weiber erhält, so ist er doch nicht der einzige. Selbst das Vergnügen des gesellschaftlichen Lebens wird durch sie unendlich erhöhet. Wer beständig nichts als süße Speisen genossen hat, muß endlich nothwendig einen Eckel gegen alle Süßigkeiten bekommen; wer niemals krank gewesen ist, empfindet den Werth der Gesundheit nur unvollkommen; wer keinen Sturm ausgestanden hat, bleibt bey dem schönsten Wetter, bey der glücklichsten Reise ungerührt; und wer niemals das Toben einer bösen Frau empfunden hat, ist unfähig, die Annehmlichkeiten des gefälligen Umgangs mit einer liebenswürdigen Person vollkommen zu schmecken. So wie der Pfeffer die Speisen schmackhaft macht, ungeachtet er an sich selbst und ohne Vermischung mit andern Dingen nichts angenehmes ist, so würzt auch das unfreundliche Wesen der bösen Weiber die Vergnügungen des Umgangs, welche

ohne

ohne sie gar zu bald unschmackhaft werden, und lehrt die Sterblichen zugleich den Werth der guten und liebenswürdigen Gattinnen gehörig schätzen.

Die erwachsenen Menschen haben viele Schwachheiten mit den Kindern gemein. Jene werden so gut, wie diese, durch allzugroße Güte und Freundlichkeit verderbt. Wie eigensinnig pflegen nicht die meisten Männer zu seyn, die allzugute und nachgebende Weiber haben, da hingegen diejenigen, denen das Schicksal eine sokratische Gattin zugesellt hat, von diesem beschwerlichen Fehler größtentheils frey sind. Mir sind Beyspiele bekannt, daß rohe Jünglinge, welche weder durch die Gewalt des Hungers und Durstes, noch durch den geübten Stock des Unteroffiziers und durch die Strenge des Zuchthauses zu bezwingen waren, durch die Heyrath mit einer bösen Frau in kurzer Zeit vollkommen zahm gemacht worden sind.

Ich würde unstreitig etwas überflüßiges thun, wenn ich beweisen wollte, daß die Mäßigkeit eine nothwendige Tugend sey, und eben sowohl bey der rechtmäßigsten Liebe, als im Essen und Trinken, und bey andern erlaubten Vergnü-

gungen beobachtet werden müsse. Ich bin überzeugt, daß meine Leser eben so wenig, als ich, an der Wahrheit und Allgemeinheit dieses Satzes zweifeln werden. Ist aber die Mäßigkeit eine so nützliche und nothwendige Tugend; so müssen auch alle die Mittel, welche die Mäßigkeit befördern, und dem entgegengesetzten Laster Einhalt thun, unter die nützlichen und löblichen Dinge gezählt werden. Was kann aber die Mäßigkeit in der Liebe mehr befördern, und die allzu häufigen Liebkosungen mehr vermindern, als das mürrische und lieblose Betragen eines bösen Weibes? So unangenehm und schrecklich das Toben und Schnauben einer bösen Frau nicht nur klingt, sondern auch wirklich ist, so heilsame Wirkungen können doch dergleichen häusliche Ungewitter und Stürme in Ansehung der Gesundheit und des langen Lebens der Männer haben. Ja selbst wider andre Ausschweifungen der Männer ist kein besseres Mittel, als ein böses Weib, das sich die Oberherrschaft angemaßt hat.

Ich weiß wohl, daß viele von meinen männlichen Lesern bey dieser Stelle gewaltig den Kopf schütteln und zu meiner Widerlegung die Menge derjenigen Männer, die von ihren Weibern

bern zu tode geärgert worden sind, anführen werden. Ich mag auch den letztern Umstand, der sich auf Thatsachen bezieht, gar nicht leugnen, sondern ich will vielmehr gestehen, weil ich durch eine genaue Berechnung davon überzeugt worden bin, daß zehnmal mehr Männer durch böse Weiber, als durch die Pest umgebracht werden. Allein erstlich kann ich hier zur Vertheidigung meiner Xantippen eben das anführen, was ich oben zur Vertheidigung des so vieler Mordthaten beschuldigten Hungers gesagt habe, und zweytens befördern doch wider die bösen Weiber auf einer andern Seite das Leben der Todtengräber, das sie ihren Männern verkürzen. Ich bin selbst einmal von einem Todtengräber in einem ansehnlichen Städtchen versichert worden, daß er ohne die Beyhülfe von 2 jungen Aerzten und 6 bösen Weibern, wovon die eine 4 Männer in 5 Jahren zu tode geärgert hatte, mit seiner ganzen Familie hätte verhungern müssen. Eben dieses Schicksal würde auch gewiß mancher Substitut, mancher Superumerarius oder Extraordinarius haben, wenn es keine bösen Weiber in der Welt gäbe.

Noch mehr. Eine mürrische, unfreundliche und zanksüchtige Frau setzt den Mann unend-

endlich weniger der Gefahr aus, die schimpfliche Zunft der Hörnerträger zu vermehren, als ein freundliches, artiges und gefälliges Weibchen, deren Herz oft der zaghafteste Jüngling zu bestürmen wagt. Den meisten von meinen Lesern wird ohne Zweifel die poetische Geschichte bekannt seyn, die Leßing so kurz und schön erzählt hat, daß nehmlich diejenigen Frauenzimmer die keuschesten waren, die zu Furien gebraucht werden konnten.

Ich habe noch lange nicht alle Vortheile angeführt, welche böse Weiber ihren Männern verschaffen können, und das Gesetz der Kürze, das ich mir bey meinen Lobreden vorgeschrieben habe, verstattet mir auch nicht einmal, diese wichtige Materie vollständig abzuhandeln. Ich hoffe aber, daß die jetzt erklärten Gründe schon hinlänglich seyn werden, einen jeden unpartheyischen Leser von der Vortrefflichkeit der bösen Weiber zu überzeugen. Denn ist es unläugbar, daß sie die Ausübung der so nothwendigen Tugenden, seinen Zorn zu mäßigen, und das Unrecht mit Geduld zu ertragen, am besten befördern, und folglich praktische Philosophen bilden; ist es eben so gewiß, daß sie das Vergnügen des Umgangs erhöhen, und den Werth der guten und liebens-

wür

würdigen Weiber schätzen lehren; sind sie ein sicheres Mittel wider den Eigensinn und die Unbändigkeit der Männer; muß man ihnen ferner das Verdienst einräumen, daß sie nicht nur ihre Männer von der Unmäßigkeit in der Liebe abhalten, sondern sie auch vor andern Ausschweifungen und vor der Last der Hahnreyschaft bewahren können; und hat es endlich seine Richtigkeit, daß sie den Todtengräbern, Küstern, Substituten und andern Personen, die auch leben wollen, sehr oft den mangelnden Unterhalt verschaffen: so ist ja mein Satz, daß die üble Meynung von den bösen Weibern unter die Vorurtheile zu zählen sey, eben so richtig und scharf erwiesen, als wenn ich alle Buchstaben des lateinischen Alphabets und alle mathematische Zeichen dabey gebraucht hätte. Ich kann daher nicht leugnen, daß die Lästerungen unsers Geschlechts auf die bösen Weiber nicht nur höchst übertrieben, sondern auch ganz unbillig sind. Einer Frau will man ein Verbrechen daraus machen, wenn man ihr das Beywort böse geben kann, und hingegen einem Manne legt man es als einen Schimpf aus, wenn er den Namen eines **guten** Mannes erlangt hat. Sollte man nicht vielmehr, wenn man billig seyn wollte, folgendergestalt ur-

theilen. Ist der Name eines guten Mannes keine Ehre, und der Name eines bösen Mannes keine Schande; so kann man doch unmöglich, ohne die größte Unbilligkeit zu begehen, den Titel einer guten Frau für so rühmlich, und den Titel eines bösen Weibes für so schimpflich halten.

Lobrede auf die Verläumdung.

Die Verläumdung kam mir sonst immer als eines der schrecklichsten Laster vor, und ein Verläumder war in meinen Augen ein weit größerer Missethäter, als ein Straßenräuber. Ein Dieb, so pflegte ich zu urtheilen, raubt uns nichts als Geld, Kleidung und andere dergleichen Dinge, die man oft entbehren, oder doch wenigstens durch Fleiß, und auf mancherley andere Art wieder erlangen kann. Ein Verläumder hingegen bringt uns um das Kleinod, das nach der Tugend und Weisheit mit Recht für das schätzbarste gehalten wird, und dessen Verlust selten wieder vollkommen ersetzt werden kann. Nichts schien mir der Wahrheit gemäßer zu seyn, als die Meynung jenes alten Philosophen, der einem seiner Schüler auf die Frage, welches Thier er wohl für das schädlichste halte, folgende

gende Antwort gab: unter den wilden Thieren ist es der Verläumder, und unter den zahmen der Schmeichler. Ja, ich war schon Willens, so wenig ich sonst zu eifern gewohnt bin, heute in einer besondern Abhandlung meinen Zorn gegen die Häßlichkeit dieses Lasters auszuschütten, und den Schaden, welchen Verläumder in einer Republik verursachen, ausführlich zu zeigen. Allein unvermuthet fiel mir die berühmte Preisschrift in die Hände, die sich im vierten Theile der Rabenerischen Werke befindet, worinnen bewiesen wird, daß die Begierde, Uebels von Andern zu reden, weder vom Stolze, noch von der Bosheit des Herzens, sondern von einer wahren Menschenliebe herrühre. Durch diese Schrift wurde ich plötzlich auf ganz andere Gedanken gebracht. Ich sehe nunmehr sehr deutlich ein, daß meine bisherige Meynung von der Kunst zu verläumden unter die Vorurtheile gehört, die mir von meiner Amme eingeprägt worden sind, und worinnen mich der Aberglaube und die Gewohnheit der Maler noch mehr bestärkt hat. Denn diese Herren, wie sich der Verfasser der jetzt genannten Abhandlung sehr richtig ausdrückt, sind nicht allemal gewohnt, ihre Gemälde den Originalen gemäß einzurichten. Sie schmeicheln den Leidenschaften der Menschen,

oder

oder copiren denen nach, die vor ihnen gemalt haben. Und daher kömmt es, daß sie alle Prinzen weise und großmüthig, alle Richter ehrwürdig und ernsthaft, alle Geistliche fromm und heilig, alle Teufel mit Hörnern und Schwänzen, und die Begierde, Böses zu reden, mit Schlangen und spitzigen Zungen malen. Lauter Fehler wider die Wahrscheinlichkeit.

Je mehr ich auch die Sache überlege, desto mehr finde ich selbst noch Gründe, diese Gewohnheit, die wirklichen oder eingebildeten Fehler seines Nächsten überall bekannt zu machen, nicht nur für ganz unschuldig, sondern auch für höchst nützlich zu halten. Ohne dieselbe würden die meisten Gesellschaften unbelebt bleiben, und von der Langeweile beherrscht werden. Der Schlaf würde alsdenn sich nicht blos auf die Kirchen und Hörsäle einschränken, sondern bis in die Wochenstuben und Antichambern dringen, oder sich wohl gar an den Toiletten der Damen blicken lassen. Wie vielen würde es an Materie zum Briefwechsel und also an Gelegenheit fehlen, ihren Gönnern mit Neuigkeiten aufzuwarten, wenn man die Begierde, Böses von andern zu reden und zu schreiben, von der Erde verbannen wollte! Ja, was wollten bey der jetzi-

gen

gen Theurung viele Personen anfangen, die durch ihre Geschicklichkeit über die Fehler ihrer Nebenmenschen zu urtheilen, sich auf eine leichte Art ihren Unterhalt verschaffen können, wenn die altväterischen Lehrsätze hypochondrischer Moralisten in diesem Punkte befolgt werden sollten? Verschiedne ehrbare Matronen, denen Fortuna ihre Gunst entzogen hat, würden ihre Nachmittage ganz einsam, und ohne den Genuß des herzstärkenden Caffees zubringen müssen, wenn sie sich nicht der Hülfe dieser Geschicklichkeit bedienen könnten, um Zutritt bey wohlhabenden Damen zn erlangen. Gesetzt auch, daß einigen Personen Unrecht geschieht, gesetzt, daß mancher Mensch, der sich leicht ärgern kann, dadurch um seine Gesundheit, und vielleicht um das Leben gebracht wird; so folgt doch daraus noch lange nicht, daß die Verläumdung ein so großes Uebel genannt werden müsse. Die Philosophen haben ja längst bewiesen, daß die Welt ohne die Existenz der moralischen und physischen Unvollkommenheiten ihre höchste Güte verliehren würde; woraus ja ganz natürlich folgt, daß man eine Sache wegen einiger schlimmen Wirkungen, die durch sie entstehen können, nicht verwerfen müsse, zumal wenn der Nutzen, der sich durch sie erhalten läßt, die schädlichen Folgen derselben weit

weit überwieget. Ich will durch ein kleines Beyspiel meinen Satz erläutern, weil ich voraus sehen kann, daß er einigen Lesern noch dunkel oder ungewiß scheinen wird, zumal denen, die nicht genug Erfahrung und Philosophie besitzen. Philemon liegt an der Schwindsucht krank, und wird vielleicht in einigen Wochen zu leben aufhören, weil ihm die verläumderischen Nachrichten, die Ruffinus überall von ihm ausgesprengt hat, unendlichen Gram und Aergerniß verursacht haben. Allein Ruffinus, der sonst Hungers gestorben seyn würde, wenn er kein Verläumder gewesen wäre, hat durch diese Nachrichten, die den Philemon ums Leben bringen, sein Leben erhalten, und noch überdieses die Einkünfte des Arztes und Apothekers vermehrt, die vielleicht niemals vom Philemon etwas gelöset haben würden, wenn er nicht die Schwindsucht bekommen hätte. Man vergleiche nun einmal den Vortheil und den Schaden, den die Verläumdung in diesem Falle verursacht; so wird man finden, daß jener weit beträchtlicher ist, als dieser. Ein einziger Mensch büßt sein Leben ein, aber ein anderer kann das seinige dadurch erhalten, und verschiedene Personen erwerben überdies eine ansehnliche Summe Geldes.

Wenn

Wenn es eine ausgemachte Sache ist, als wofür es gewiß alle Leser mit mir halten werden, da es uns schon in den niedern Schulen eingeprägt wird, daß der Beyfall und das Lob unserer Mitbürger unter die vornehmsten Güter des menschlichen Lebens zu zählen sind, so können diejenigen Dinge, wodurch man sich Lob und Beyfall erwerben kann, unmöglich für verwerflich gehalten werden. Was ist aber hiezu geschickter, als die Kunst zu verläumden, die so vielen Leuten den Ruhm eines witzigen Kopfes und guten Gesellschafters zu verschaffen pflegt? Die wirklichen Fehler der Menschen enthalten nicht immer Stoff genug zu einem witzigen Einfalle, und zu interessanten Erzählungen; es ist daher oft nöthig, Fehler und Thorheiten andern anzudichten, wenn man mit Beyfall angehört zu werden verlanget.

Ich übergehe diejenigen Gründe, welche der Verfasser der angeführten Preisschrift, die ich allen meinen Lesern hierdurch empfehlen will, schon deutlich auseinander gesetzt hat, daß nämlich die Begierde Böses zu reden, uns gegen andere und gegen uns selbst aufmerksam und vorsichtig macht; daß sie die nothwendigen Tugenden der Selbsterkenntniß und Demuth befördert;

daß

daß sie fast das allerbeste Mittel wider die unglückliche Leidenschaft des Spielens ist, wodurch ganze Familien zu Grunde gerichtet werden u. s. w. Ich hoffe meine Leser werden nunmehr mit mir überzeugt seyn, daß die Verläumdung also von den Moralisten mit Unrecht unter die Laster gezählt wird; daß sie eigentlich eine Kunst, und zwar keine brodlose Kunst ist, und daß viel Genie und Witz dazu gehöret, Fehler und Begebenheiten zu erdichten, und diese Erdichtungen so einzukleiden, daß sie Leute von Geschmack und Lebensart mit Vergnügen anhören.

Nun werden vielleicht einige von meinen Lesern begierig seyn, die vornehmsten Regeln zu erfahren, die bey der Erlernung und Ausübung dieser Kunst zu beobachten sind; ich muß aber um Verzeihung bitten, daß ich ihr Verlangen jetzt nicht befriedigen kann, und hoffe auch deswegen keinen Vorwurf zu verdienen, da ich nur eine kurze Lobrede und keine ausführliche Abhandlung über die Verläumdung versprochen habe, welche ich auch in der That jetzt nicht liefern könnte. Denn ungeachtet es mir gar nicht an Bekanntschaft mit Personen fehlt, die in dieser Kunst eine große Vollkommenheit erlangt haben, so habe ich doch bisher noch nicht Zeit genug gehabt,

alle Regeln aus den mir bekannt gewordenen Beyspielen gehörig zu abstrahiren, und in ein ordentliches System zu bringen. Meine Leser werden sich also jetzt an den kurzen Anmerkungen begnügen lassen, aus denen man die Nützlichkeit dieser Kunst ersehen kann, da ich ohnedies versichert bin, daß es keinem von ihnen an Gelegenheit mangeln wird, diese nahrhafte und sinnreiche Kunst, auch ohne Regeln, durch den Umgang mit andern zu erlernen. Aber welcher Umgang, werden vielleicht einige fragen, ist zu dieser Absicht der nützlichste? Hat die Gesellschaft der Frauenzimmer oder der Mannspersonen hierinnen den Vorzug? Ich muß gestehen, daß es mir schwer wird, diese Frage gründlich zu beantworten. Nach meiner Erfahrung zu urtheilen, sind wohl die gemischten Gesellschaften, die nämlich sowohl aus Frauenzimmern, als auch aus Mannspersonen bestehen, am meisten zu dieser Absicht zu empfehlen, weil man in unzähligen Fällen bemerkt hat; daß der Witz der Mannspersonen durch die Gegenwart der Schönen vorzüglich wirksam gemacht wird, und durch die Erzählungen der neuesten Begebenheiten der Stadt, worinnen das schöne Geschlecht immer mehr Kenntniß zu haben pflegt, als das unsrige, den meisten und besten Stoff zu Erdichtungen erhält,

ohne

ohne welche die Kunst zu verläumden nicht bestehen könnte. Das bequemste bey dieser Sache ist noch dieses, daß man hier nicht nöthig hat, wie bey andern Erdichtungen, die Regeln der Wahrscheinlichkeit zu beobachten, indem die allerunwahrscheinlichsten Erzählungen bey den meisten Personen Glauben finden, sobald sie nur dem guten Namen des andern nachtheilig sind; weil sie sehnlich wünschen, daß sie wahr seyn möchten, und die Wünsche der Menschen, wie bekannt, weit mehr, als die wichtigsten Gründe, die Ueberzeugung zu befördern pflegen.

Lobrede auf das Studium der Etiquette.

Meine Leser werden ohne Zweifel eben so wohl, als ich, sehr oft bemerkt haben, daß diejenigen, die sich am fleißigsten mit den Wissenschaften beschäftigen, gemeiniglich die größte Nachläßigkeit in Erlernung anderer Dinge blicken lassen, die doch weit eher auf den Gipfel des Glücks führen, als alle alte und neue Weisheit zusammengenommen. Wie unwissend sind z. E. nicht manchmal die größten Gelehrten in der so nothwendigen Wissenschaft der Etiquette! Kann man sich also noch wundern, daß sie in der großen Welt verspottet und für einfältige Leute gehalten werden, da die Kenntniß derselben, nach dem Urtheile aller galanten Damen und Stutzer, unter diejenigen Dinge gehört, die einen wichtigen

gen Theil der wesentlichen Vollkommenheiten eines Menschen ausmachen?

Ich hoffe gewiß nichts überflüßiges zu thun, wenn ich meine heutige Muße dazu anwende, die schädlichen Folgen einer solchen Nachläßigkeit unsern jungen Gelehrten und andern Personen, die noch erst ihr Glück machen wollen, vor Augen zu stellen, um sie dadurch zu überzeugen, wie nothwendig es sey, das Studium der Etiquette in unsern aufgeklärten Tagen mit Fleiß zu treiben.

Ich glaube nicht, das mich jemand fragen wird: was heißt Etiquette? Dieses ausländische Wort, das sich nicht gut übersetzen läßt, wird heut zu Tage von allen Kammermädchen und Bedienten so häufig gebraucht, daß es keinem von unsern Landsleuten mehr unbekannt seyn kann. Warum sollte ich also die Zeit mit Erklärung desselben verderben? Ich will lieber ohne Umschweife die Gründe anführen, die jedem Candidaten des Glücks das Studium dieser Wissenschaft nachdrücklich empfehlen müssen.

Vor allen Dingen also muß ich meinen Lesern, die sie noch nicht wissen sollten, die wichtige

Wahrheit einschärfen, daß man in der großen und galanten Welt einem Menschen weit eher tausend Sünden wider die zehen Gebote, als eine einzige kleine Vergehung wider die Etiquette zu verzeihen pflegt. Ich könnte diesen Satz mit leichter Mühe sehr wortreich ausführen, und mit Citationen aus großen und kleinen Büchern bereichern, wenn ich nicht überzeugt wäre, daß jeder von meinen Lesern, der die Welt nur ein wenig kennt, ihn ohne Schwierigkeit für einen Grundsatz annehmen wird. Ueberdieses weiß ich auch gewiß, daß Beyspiele bey den meisten meiner Leser weit mehr ausrichten werden, als tiefsinnige Untersuchungen und gelehrte Beweise. Ich will also lieber meine Lehren durch einige Erzählungen erläutern, aus denen man deutlich sehen wird, was für üble Folgen die Uebertretung oder Unwissenheit der Etiquette zu haben pflegt.

In meinen Universitätsjahren kannte ich einen jungen Menschen, den ich wegen seiner Tugend und Geschicklichkeit sehr hoch schätzte, der aber wegen seiner schlechten Kenntniß und Beobachtung der Etiquette bey allen seinen Verdiensten bis an seinen Tod Candidat bleiben und alle Arten von Noth ausstehen mußte. Er hatte kaum absolvirt, so wurde er schon wegen seines Fleißes

einer

einer Kaufmannswittwe zum Informator für ihre Kinder empfohlen. Als er ihr vorgestellt wurde, machte er ihr zwar die tiefste Verbeugung, die nur ein Informator seiner Herrschaft machen kann, unterließ aber aus Unwissenheit die Pflicht, ihre Hand zu küssen, da es doch in derselben Stadt ein Hauptgesetz der Etiquette war, den Kaufmannsfrauen diese Art von Ehrerbietung zu bezeigen. Nun waren alle Empfehlungen seiner Lehrer vergebens. Der Professor mochte dieser Matrone noch so viel von seiner Geschicklichkeit, von seiner Tugend, von seinem Fleiße vorreden, sie erklärte ihn, ohne ferner Widersprüche anzuhören, für unfähig, Informator bey ihren Kindern zu werden. Einige Zeit darauf kam Arist (so hieß dieser Ignorant in dem Studio der Etiquette) nach D...., und ward einer adelichen Dame, die einen Hofmeister für ihren Sohn suchte, mit vielen Lobsprüchen von einem ansehnlichen Gelehrten vorgestellet. Arist, der sich an das Unglück erinnerte, das ihm ein unterlassener Handkuß zu L... zugezogen hatte, und aus Unwissenheit die Meynung hegte, daß die Etiquette überall und bey allen Frauenzimmern einerley wäre, ergriff eilig die Hand dieser Dame und küßte sie. „Das „ist ja der impertinenteste Mensch, den ich je-

„mals gesehen habe,“ rief die Dame voll Unwillen aus, als er wieder fortgegangen war; „er thut völlig, als wenn er meines gleichen wäre, oder als wenn er mit mir, wie mit einer „Kaufmannsfrau umgehen könnte! Das wäre „ein Hofmeister, der sich für meinen Sohn „schickte!“ Arist mußte also wieder leer ausgehen, blos weil er sich nicht um die Etiquette bekümmert hatte, welche nicht erlaubt, einer adelichen Dame zu D... die Hand zu küssen, wenn man nicht selbst ein Von vor seinem Namen führt, oder Gold und Silber genug auf seinem Rocke, oder wenigstens einen ansehnlichen Titel zur Unterschrift seines Namens hat. Arist verlohr durch diese Unwissenheit der Etiquette nicht nur diese sehr einträgliche Hofmeisterstelle, sondern auch zugleich die Hoffnung, eine andere Stelle von dieser Art in D... zu erhalten, weil die aufgebrachte Dame ihn gegen jedermann als einen Menschen ohne Lebensart abgeschildert hatte. Wer sollte nun wohl nicht glauben, daß Arist, nach zwey solchen unglücklichen Begebenheiten, sich ernstlich auf das Studium der Etiquette gelegt haben würde? Allein es schien, als müßte er noch nicht von der allgemeinen Nothwendigkeit dieser galanten Wissenschaft überzeugt seyn, indem er bey einer noch wichtigern Gelegenheit

aber-

abermal zu nachläßig war, sich um die gewöhnliche Etiquette zu bekümmern. Er hatte sich von dem Consistorio examiniren und unter die Candidaten des heil. Predigtamts aufnehmen lassen lassen. Die gute Censur, die ihm gegeben wurde, verschaffte ihm bald einen Ruf zu dem einträglichen Pastorate in N... welches der Graf von R... zu vergeben hatte. Er predigte auf eine Art, die ihm in Leipzig und Dresden den größten Beyfall hätte verschaffen können, und mit einer solchen Freymüthigkeit, daß man ihn, wenn man seine Jugend nicht gesehen hätte, für keinen Anfänger in der geistlichen Beredsamkeit würde gehalten haben. Allein diese ganze Art zu predigen war wider die Etiquette derselben Gegend, nach welcher ein Prediger keine Ausdrücke gebrauchen durfte, die nicht in Jakob Böhm oder in ähnlichen Schriftstellern zu finden waren. Die Augen mußten auch niemals gegen die Zuhörer, sondern gegen die Decke oder gegen den Fußboden gerichtet seyn, und jede Minute mußten wenigstens ein paar Seufzer gehört werden. Da nun Arist dieses alles nicht beobachtete, und noch überdieses bey Tische vergas, dem Herrn Grafen den Titel Excellenz zu geben, der ihm in der ganzen Gegend, obgleich nicht bey Hofe, gegeben wurde; so sah er

sich genöthigt, ohne Pastorat wieder nach Hause zu reisen. Ich übergehe die andern Unglücksfälle, die seine Unwissenheit der Etiquette ihm zuzog; mit einem Wort, er blieb ein armer und dürftiger Candidat bis an seinen Tod, den Kummer, Noth und Aergerniß beschleinigten; da er doch sonst die besten Tage hätte haben können, wenn er sichs nur hätte gefallen lassen, ein wenig mehr die Etiquette als die Theologie zu studiren.

Ich selbst habe es oft erfahren, was für Nachtheil man sich durch eine schlechte Beobachtung der Etiquette zuziehen kann; ich würde aber der Klugheit zuwider handeln, wenn ich alles aufrichtig erzählen wollte. Ich begnüge mich also, blos eine Kleinigkeit anzuführen, die mir auf einer Reise durch B... begegnet ist. Ich wußte, daß einer meiner ältesten Freunde sich in dieser Stadt aufhielt, und bey einem gewissen Barbier wohnte, dessen Name mir bekannt war. Ich gieng hin, und hörte gleich an der Thüre von der Wirthin, daß mein Freund ausgegangen wäre. Das erste Compliment, das sie mir machte, war mit der größten Freundlichkeit gewürzt; als ich sie aber in der Fortsetzung unsers Gesprächs Frau nannte, verändert

derte sich ihre Stimme, Miene und ihr ganzes Betragen. Ich mußte bey der kältesten Witterung in dem Hause stehen bleiben, ohne einmal eine Antwort auf meine letzte Frage von ihr zu erhalten. Zu meinem Glück kam ein Barbierjunge die Treppe herunter, der mit ihr etwas zu sprechen hatte, und sie ganz ehrerbietig Madam titulirte. Meine englische Madam, fieng ich darauf an, es ist zwar eine große Unhöflichkeit, daß ich Sie von Ihren Geschäfften abhalte; aber die Begierde, meinen Freund zu sprechen, muß mir zur Entschuldigung dienen. — Den Augenblick kam die vorige Freundlichkeit in noch höherm Grade wieder zurück. Sie nahm mich bey der Hand, führte mich in ihre Stube, ließ Kaffee und Wein auftragen, und schickte drey Boten nach meinem Freunde, mit dem scharfen Befehl, nicht eher zurück zu kommen, bis sie ihn würden gefunden haben. Alle diese Vortheile würde ich haben entbehren müssen, wenn ich nicht auf die Etiquette aufmerksam gewesen wäre, und ferner eine Madam mit dem altväterischen Titel Frau benennt hätte. Diese Beyspiele, die ich mit leichter Mühe vermehren könnte, werden hinlänglich beweisen, was für nachtheilige Wirkungen aus der Unwissenheit

oder

oder schlechten Beobachtung der Etiquette entstehen können. Sind nun wohl noch andere Gründe nöthig, das Studium derselben meinen jungen Lesern zu empfehlen, und wäre also eine längere Lobrede auf dasselbe nicht etwas überflüßiges?

Ende.

Druckfehler.

Seite 27. Z. 3. nicht huntert sondern hundert;
Seite 28. Z. 15. nicht von, sondern aus;
Seite 37. nicht εὑρικα, sondern εὕρηκα;
Seite 91. Z. 15. nicht ihn, sondern ihm gelesen werden.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Inhalt.

Biographien merkwürdiger Geschöpfe aus dem Thierreiche.

Vorbericht Seite 1 — 6
Biographie eines berühmten Esels 7 — 43
Biographie eines liebenswürdigen Papageys 44 — 67
Biographie eines französischen Schöpses 68 — 79
Biographie eines deutschen Flohes 80 — 92

Lobreden, wofür der Verfasser nicht einen Heller erhalten hat.

Vorbericht 93
Lob des Hungers 94 — 102

Lob

Inhalt.

Lob der Eitelkeit Seite 103 — 110
Lob der Dummheit und Unwissenheit 111 — 119
Lob der Unverschämtheit 120 — 128
Lob der bösen Weiber 129 — 138
Lob der Verläumdung 139 — 147
Lobrede auf das Studium der Etiquette 148

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Ebert, Johann Jacob, 1737-1805

Biographien merkwürdiger Geschöpfe aus dem Thierreiche nebst einigen Lobreden wofür der Verfasser nicht einen Heller bekommen hat

Bd.: [1]

Memmingen (1787)

P.o.germ. 288 u-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10107551-6
VD18 10320067